3. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 19



Kattowitz, den 12. Mai 1934

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote“ erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyzia, Chełm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ul. 3-go Maja 12
Fernruf: 309-71. P. K. O. Katowice 302620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

Meine Mutter

Meiner Mutter Augen halten sorgende Wacht,
Meiner Mutter Hände führen mich weich und sacht,
Meiner Mutter Herz betet in segnender Glut,
Meiner Mutter Seele ist mein heiligstes Gut.

Hela Sander-Weiß.

Zum Muttertag

Schon in den Urzeiten der Menschheit war die Mutter und in ihr das geheimnisvolle Leben geheiligt. Jahrtausende gingen über die Welt, Völker und Staaten kamen und vergingen, Götter und Altäre erstanden und barsten — der Begriff „Mutter“ als Urquell alles Seins blieb bestehen. Die christliche Religion erhöhte den Begriff „Mutter“ und umgab ihn mit Heiligkeit, die nüchterne Nachkriegszeit setzte dem Begriff „Mutter“ ein dauerndes Denkmal im Muttertag, jenem Frühlingstag, der der Freudentag der Mütter sein soll. Die Zeit, die den Muttertag schuf war weit weg von jeder Romantik, noch waren Menschenliebe und Gläubigkeit verschüttet von Granaten und Bomben, der Widerschein blutigen Hasses und zügelloser Lebenslust lag auf ihr, die Menschen dieser Zeit waren nüchtern und sachlich, ihre Seelen noch verschüttet von Tod und Not der Kriegsjahre. Die rechnende Sachlichkeit dieser Zeit führte die Menschen zurück zur Erhöhung des Begriffes „Mutter“, die abwägende Vernunft erkannte die Mutter: sie gibt uns das Leben, sie ist der Hort der kindlichen Hilflosigkeit, in ihrem Gesicht spiegelt sich uns Gott und die Schöpfung, ihr Blick deutet uns Gut und Böse, Schön und Häßlich, ihr Lächeln lehrt uns Freude, ihre Tränen den Schmerz, sie gibt uns äußeres und inneres Sein. Die Mutter gibt uns das Leben, betreut unser Werden, verschenkt sich mütterlich an uns ohne Erwartung eines Entgelts.

Diese stille, aufopfernde Art der Mühe und Arbeit der Mütter läßt uns die Arbeitsleistung der Mütter, die in ihrem Alltag unser leibliches Wohl umsorgen, unterschätzen. Erst der Verlust läßt uns erkennen, daß uns niemand im Leben so gut, so liebevoll, so still und verständnisvoll versorgt — wie Mütter. Mütter aber sind mehr... Mütter sind Schutz vor dem furchtbarsten Feind, vor Verlassenheit. Wer mutterlos durchs Leben gehen muß, lernt erkennen, daß er einsam ist, daß er keinem Herzen wirklich nahesteht, daß er als Maske unter Masken lebt, daß die Welt lückenlos weitergeht, ob er lebt oder stirbt. Wer eine Mutter hat, ist vor Verlassenheit bewahrt, sie sucht ihn, sie schützt ihn, sie tröstet ihn — und wäre er verfemt aus eigener Schuld, stünde er als Schelm unter dem Galgen — die Mutter glaubt an sein besseres Ich, hilft ihm zurück auf den rechten Weg. Mütter sind Schutz vor Verlassenheit, Mütter sind Heimat.

Stünde hinter jedem, der gierig nach dem Nichts, aus dem Leben flüchtet, die Mutter, stünde hinter all den Freiwilligen des Todes die rechte Mutter, es blieben viele von ihnen im Leben und fänden die Kraft gegen das Feindliche ihres Daseins zu siegen. Mütter sind der Kraftquell des Lebens, und Leben reicher zu vollenden.

Es liegt wie ein Erbfluch auf unserer menschlichen Erkenntnis, daß wir meist erst das Verlorene, unwiederbringlich Vergangene richtig schätzen und werten. Der Muttertag will und kann in diesen Erbfluch eine Bresche stoßen, wenn wir ihn richtig erfassen und feiern. Der Muttertag ist ein mahnendes Memento zur Erkenntnis der Mutter und Mütterlichkeit, die uns im Alltag meist unerkannt umgibt. Wen der Muttertag zur Erkenntnis führt, der Erweckerin des Seins, das ihrer Betreuung bedarf, um zu werden, ihre Liebe braucht, um zu wachsen, ihre Güte nicht entbehren kann, um zu gedeihen, führt, dem bleibt der Muttertag ein Freudentag für immer.

Deshalb feiern wir den Muttertag, den Ehrentag der Mutter, des Urquells alles Seins, der Hüterin alles Werdens. Ein heller, klingender Freudenruf für alle die Mütter, die mit uns und um uns sind: „Es leben die Mütter!" Ein weher, schluchzender Gruß denen, die ihren Kindern vorangingen ins Niemandland: „Wir grüßen euch — Mütter."

Leo Lenartowitz.

Politische Umschau

Der 1. Mai in Deutschland

Hitlers große Rede

Der „Tag der nationalen Arbeit" am 1. Mai wurde in ganz Deutschland als nationaler Feiertag festlich begangen. Insbesondere gab er in Berlin Anlaß zu gewaltigen Kundgebungen, wobei bedeutsame Reden führender Männer gehalten wurden. Vormittags war die Jugend im Lustgarten aufmarschiert. Hier hielt zunächst Reichsminister Dr. Goebbels folgende Ansprache:

Deutsche Jungens und deutsche Mädels! Das deutsche Volk feiert heute, am 1. Mai, seinen Nationalfeiertag. An diesem Tage marschiert

die deutsche Jugend

auf, denn sie ist unseres Volkes Hoffnung und Zukunft. Der Kampf, der von der lebenden Männergeneration gekämpft worden ist und noch gekämpft wird, ist für die Jugend gekämpft worden.

Die Jugend ist der Mai unseres Volkes und an diesem Tage, da sie marschiert, sich zu neuer Blüte erschließt, da Wald und Feld in Blumen prangen, einigt sich die ganze deutsche Nation in der Wiederbesinnung auf ihr eigentliches Sein und Werden, auf die ihr gegebenen Rechte im Kampf um das harte Dasein. Ein ganzes Volk schließt sich in nie gewesener Einheit und Geschlossenheit zusammen. Da will und kann die deutsche Jugend nicht abseits stehen.

In ihren Reihen marschieren schon die kommenden Dichter, Künstler, Staatsmänner und Minister

und auf ihren schmalen Schultern ruht schon ein gut Teil der Verantwortung, die wir alle der Zukunft unseres Landes gegenüber haben.

Ihr gilt die Fürsorge der Regierung; denn diese Regierung weiß, was ihr Werk wäre, wenn es nur für die lebende Generation getan wäre.

Darum bekennt sich in dieser ernsten Feierstunde des Nationalfeiertages unseres Volkes die Jugend in Stadt und Land zum Reich, zum Nationalsozialismus, zum Führer und Gestalter von Idee, Bewegung und Staat. Darum, ihr Jungen und Mädels, hebt hoch die Fahnen und die Wimpel, hebt hoch die Herzen und die Hände!

In Treue vereint, hoch und niedrig, arm und reich,

marschiert ihr hinter dem Führer in eine bessere deutsche Zukunft hinein. **Wir grüßen das wiedererwachte Leben unseres Volkes.**

Alsdann ergiff Reichskanzler Hitler das Wort. Er führte aus:

Meine deutsche Jugend! Ihr steht hier an dieser Stelle nun schon zum zweiten Male, um in einem neuen Deutschland den ersten Mai mitzufeiern. Dieses neue Deutschland soll Erfüllung bringen der Sehnsucht vieler deutscher Generationen. Das Reich soll erstehen stark und kraftvoll. Seine Kraft und seine Stärke aber kann nur liegen in seinen Bürgern, seine Bürger aber werden nur das sein, was sie zu sein vorher gelernt haben.

Was wir im kommenden Deutschland ersehnen und erwarten, das sollt ihr, meine Jungen und Mädchen, erfüllen.

Wenn wir ein Deutschland der Stärke wünschen, so müßt ihr stark sein. Wenn wir ein Deutschland der Kraft wollen, so müßt ihr einst kraftvoll sein. Wenn wir ein Deutschland der Ehre wiedergestalten wollen, so müßt ihr einst die Träger dieser Ehre sein. Wenn wir ein Deutschland der Ordnung vor uns sehen wollen, müßt ihr die Träger dieser Ordnung sein. Wenn wir wieder ein Deutschland der Treue gewinnen wollen, müßt ihr selbst lernen, treu zu sein. Keine Tugend dieses Reiches, die nicht von euch selbst vorher geübt wird, keine Kraft, die nicht von euch ausgeht, keine Größe, die nicht in eurer Disziplin ihre Wurzel hat. Ihr seid das Deutschland der Zukunft, und wir wollen daher, daß ihr so seid, wie dieses Deutschland der Zukunft einst sein soll und sein muß. **Ihr müßt daher aber auch alles das vermeiden, was dem Deutschland der Vergangenheit den Stempel des Unedlen aufprägte.** Ihr müßt vor allem in eurer Jugend lernen, etwas zu vermeiden, dessen ihr euch im späteren Leben sonst nur noch schwer entwöhnen könnt,

ihr müßt den Geist der großen Gemeinschaft, die euch in der Kindheit zu eigen ist, pflegen,

müßt ihn niemals mehr von euch lassen, auf daß ihr einst als Erwachsene nicht wie in den Zeiten der Vergangenheit in Klassen, in Stände auseinanderfallt, sondern einst in der Zukunft im großen das seid, was ihr im kleinen in eurer Jugend wart:

eine Gemeinschaft deutscher Menschen, die deutsche Volksgemeinschaft.



Kundgebung auf dem Tempelhofer Feld in Berlin

Sie beruht auf euch, ihr seid dereinst ihre Träger und ihr müßt in der Jugend lernen, diese Träger zu sein.

Den Höhepunkt der Berliner Feierlichkeiten bildete die Massenkundgebung auf dem Tempelhofer Felde, wo ca. 2 Millionen Menschen sich versammelt hatten. Die größte Veranstaltung dieser Art, welche die Welt bisher gesehen hat. Reichskanzler Hitler hielt hierbei folgende Ansprache:

Millionen Deutsche, Männer und Frauen aus allen Berufsschichten feiern mit uns in diesen Stunden zum zweiten Male das große Frühlingsfest der Arbeit unseres Volkes. Ein neuer Geist hat das deutsche Volk erfüllt, hat es erweckt zu neuem Leben und ihm die Kraft geschenkt zu Werken der Arbeit und zu Leistungen auf allen Gebieten einer neuen Volksgestaltung, die bewunderungswürdig sind. Es gibt kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, das in diesem letzten Jahre nicht mit einem neuen Geist erfüllt worden wäre. Die größte Not, die wir damals vorfanden, war die Katastrophe der Arbeitslosigkeit. Und deshalb haben wir damals die große Arbeitsschlacht proklamiert, erfüllt von dem Entschluß, alles zurückzustellen, um in erster Linie zwei Aufgaben anzufassen und zu lösen, zwei Aufgaben, die in einem inneren Zusammenhang stehen, die Rettung des deutschen Bauerntums durch die Sicherstellung des deutschen Bauernhofes und die Rettung der deutschen Arbeiterschaft durch die Sicherstellung des Arbeitsplatzes. Wir sind uns alle über eines im klaren: Der Lebensstandard unseres Volkes ist nicht zu halten auf dem Wege einer Bürokratisierung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens. Nur wenn es uns gelingt, die eminenten schöpferischen persönlichen Werte aller zum Einsatz zu bringen und aufleben zu lassen, wird die Gesamtsumme unserer Nationalfähigkeiten nützlich zur Auswirkung kommen. Eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das wirtschaftliche Gelingen des Wiederaufbaues ist das Vertrauen. Wir sind nicht bereit, jenes Vertrauen von den böswilligen Elementen zerstören zu lassen, die glauben, daß Kritik an sich ein lebenswichtiger Beruf sei. Nur der ist zur Kritik berechtigt, der eine Aufgabe besser lösen kann.

Wir denken daher nicht daran, die notwendige Autorität der Führung der Nation von denen angreifen zu lassen, die nur im Nihilismus den geeigneten Nährboden für ihre eigene wertlose Tätigkeit sehen. Soweit aber Kritik Selbstzweck ist, muß das Chaos die letzte Folge sein. Und so wie wir uns dieser Kritiker zu erwehren suchen, um das Vertrauen zu der Führung der Nation nicht erschüttern zu lassen, wollen wir auch unsererseits alles tun, um dieses Vertrauen zu festigen. Die nationalsozialistische Partei hat vor über einem Jahre in Deutschland gesiegt. Alle Macht und Gewalt im Staat befindet sich nun in den Händen dieser Organisation. Millionen von Menschen haben sich ihr freiwillig unterstellt und Millionen andere gleichgeschaltet. Allein nicht alle sind damit nationalsozialistisch geworden. Der Sinn der nationalsozialistischen Idee wird nicht erfüllt durch die nur äußere Anmeldung bei der Partei. Parteigenosse kann man durch Einschreiben werden, Nationalsozialist jedoch nur durch eine Umstellung des Sinnes nach einem eindringlichen Appell an das eigene Herz. Der nationalsozialistische Staat und seine Arbeitsführung verschließen sich nicht gegenüber den zahllosen Interessengegensätzen, die sich aus dem praktischen Leben für den Menschen ergeben. Es war unser höchstes Bemühen, den Begriff der Arbeit in seiner edelsten Bedeutung herauszuheben aus dem verwirrenden Betriebe unseres allgemeinen wirtschaftlichen Lebens. Insonderheit aber wollten wir den Millionen unserer Volksgenossen die monumentale These zum inneren Verständnis bringen, daß es keine Arbeit gibt, die als Arbeit an sich zu einer minderen gesellschaftlichen oder gar menschlichen Einschätzung berechtigt.

Der nationalsozialistische Staat ist entschlossen, die neue deutsche Volksgemeinschaft zu bilden, er wird dieses Ziel nie aus den Augen verlieren und wird es, wenn auch langsam, doch erreichen. Die gigantischen Organisationen unserer Bewegung, ihre politischen Einrichtungen sowohl wie die Organisationen der SA., der S., der Aufbau unserer Arbeitsfront genau so wie die Staatsorganisationen unseres Heeres, sie sind nationale und gesellschaftliche Schmelztiegel, in denen doch allmählich ein neuer Mensch herangebildet wird. Gläubigen Herzens und starken Sinnes soll diese Jugend einst ein besseres Glied der Geschlechterkette unseres Volkes sein, als wir selbst es waren und heute vielleicht sein können.

Und so sind wir am heutigen Tage nicht zur Feier der deutschen Arbeit, sondern damit auch eines neuen deutschen Menschen zusammengetreten. Wir wollen, meine deutschen Volksgenossen und -genossinnen, die sie in dieser Stunde in den Zehntausenden unserer Städte, Marktflecken und Dörfer am 1. Mai mitfeiern, aber nicht vergessen, demütig dem zu danken, der uns durch ein ganzes Jahr unsere Arbeit so erfolgreich gedeihen ließ und wollen ihn bitten, auch für die kommende Zeit unserem Volke seinen Segen nicht zu versagen. Ein freies deutsches Volk, einem starken deutschen Reiche.

Die neue österreichische Verfassung

Der bundesstaatliche Charakter beibehalten

Die neue österreichische Bundesverfassung weist auf Grund des bisher bekanntgegebenen amtlichen Materials folgende Grundzüge auf: Gebildet werden vier beratende Körperschaften:

a) **Der Staatsrat**, der 40 bis 50 Mitglieder zählt, die der Bundespräsident auf die Dauer von zehn Jahren ernennt;

b) **der Bundeskulturrat** (30 bis 40 Mitglieder). Seine Mitglieder werden aus den Kreisen der Religionsgemeinschaften, des Schulwesens, der Kunst und der Wissenschaft entsandt;

c) **der Bundeswirtschaftsrat** (70 bis 80 Mitglieder), dessen Mitglieder aus den wirtschaftlichen Berufsständen zu entsenden sind;

d) **der Länderrat**: je 2 Mitglieder aus jedem Land und aus der bundesunmittelbaren Stadt Wien.

Aus Mitgliedern dieser vier beratenden Körperschaften wird die beschließende Körperschaft gebildet, die Bundestag heißt.

Die Gesetzesinitiative ist allein bei der Regierung.

Wenn die Regierung ein Gesetz erlassen will, so wird sie ihren Entwurf den vier beratenden Körperschaften zur Begutachtung geben. Der Bundestag kann eine Vorlage nur annehmen oder verwerfen. Eine Ausnahme bildet der Haushalt, der nicht erst den beratenden Körperschaften übergeben, sondern direkt im Bundestag eingebracht wird. Er kann dort Veränderungen erfahren, um schließlich durch Beschluß in Kraft gesetzt zu werden.

Eine Volksabstimmung kann nur in zwei Fällen stattfinden:

a) Wenn die Bundesregierung beschließt, eine vom Bundestag abgelehnte Gesetzesvorlage einer Volksabstimmung zu unterziehen;

b) Wenn die Bundesregierung beschließt, ein bestimmtes Problem dem Volke zur grundsätzlichen Entscheidung vorzulegen.

Die Einrichtung des Bundespräsidenten wird beibehalten. Er ernennt die Regierung und beruft sie ab.

Am bundesstaatlichen Charakter Oesterreichs hält die neue Verfassung fest. Das kommt in der Einrichtung des Länderrates zum Ausdruck, insbesondere aber darin, daß auch in Zukunft jedes Land seinen Landtag haben wird.

Die Landtage werden ständisch aufgebaut.

Die Gemeindevertretung wird ähnlich aufgebaut. Nach der neuen Verfassung wird es möglich sein, daß sich Gemeindeverbände zu bestimmten Zwecken bilden. Die Bundesregierung bekommt das Recht, bei Vorhandensein gewisser Voraussetzungen im Verordnungswege einfache Gesetze zu erlassen.

Der Bundespräsident wird beim Notstand des Staates im Wege solcher Verordnungen sogar Teile der Verfassung ändern können. Für die Einhaltung der Verfassung und der Gesetze seitens der Verwaltungsbehörden sorgt ein Gericht, das an die Stelle des Verwaltungs- und Verfassungsgerichtshofes tritt.

Eröffnung der Luftverkehrslinie Berlin—Warschau

Eine Frucht der deutschen Friedenspolitik

Mit einer dreimotorigen Junkers Ju 52, die den Namen des Pour-le-mérite-Fliegers Thuy trägt, wurde deutscherseits die neue Luftverkehrslinie Berlin—Warschau eröffnet. Als Kapitän des stattlichen Flugzeuges führte der technische Direktor der Deutschen Lufthansa, Freiherr v. Gablenz, persönlich das Steuer.

In Warschau traf die Maschine, die während des ganzen Weges Gegenwind hatte, nach zwei Stunden 40 Minuten pünktlich um 7 Uhr abends ein. Die Besatzung und die Passagiere, unter denen sich der Führer des Reichsverbandes der Deutschen Presse, Hauptmann a. D. Weiß, mit mehreren Pressevertretern und Botschaftsrat Skorkowski und Konsul Kruczkiewicz von der Berliner Polnischen Gesandtschaft befanden, wurden vom Chef des Departements für Zivile Luftfahrt, Oberstleutnant Turbiak, und seinem Stellvertreter, Piontkowski, und den Direktoren der Polnischen Luftverkehrsgesellschaft „Lot", Makowski, Krzyczkowski und Seiffert, begrüßt. Die Landung erfolgte auf dem neuen großen Warschauer Flugplatz Okecie, der am Sonntag feierlich durch den polnischen Staatspräsidenten eingeweiht wurde.

Die Einrichtung des direkten Luftverkehrs zwischen Berlin und Warschau ist eine der **Früchte der Friedenspolitik**, die der Führer zwischen den beiden benachbarten Staaten angestrebt hat. Sie füllt die letzte noch bestehende Lücke im Luftverkehr zwischen Deutschland und dem Auslande aus. Zweifellos bedeutet es einen großen Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiet, daß nun innerhalb weniger Stunden eine Entfernung überwunden wird, die im erdgebundenen Verkehr nur in einem ganzen Tag zurückgelegt werden kann. Wie alle Fluglinien wird auch die Linie Berlin—Warschau nach dem Grundsatz der gegenseitigen Gleichberechtigung behandelt, d. h. sie wird täglich abwechselnd von einer deutschen und einer polnischen Maschine beflogen. Den deutschen Dienst versieht die Lufthansa, während von Polen aus eine Maschine der Lot-Fluggesellschaft fliegt. Beide Staaten haben besonders leistungsfähige Maschinen für diesen Zweck ausersehen. Posen ist Zwischenlandungsplatz.

Die Handhacke ist immer noch das beste Düngemittel

Dieser Satz ist so zu verstehen, daß das Hacken den Pflanzen und auch dem Acker immer noch am besten bekommt; denn es vernichtet an erster Stelle aufgelaufenes und aufgehendes Unkraut. Es lockert ferner den Boden weit gründlicher als die Egge, schont aber dabei viel besser die Pflanze. Den Wurzeln wird durch das Hacken genügender Sauerstoff von der in den gelockerten Boden eindringenden Luft zugeführt, durch welchen Wachstum und besonders die Bestockung gut angeregt werden. Der Sauerstoff fördert auch die Tätigkeit der nützlichen Bodenbakterien, welche die Umwandlung des Düngers in Pflanzennährstoffe bewirken. Wichtig ist das Hacken auch deshalb, weil es den Pflanzen die Feuchtigkeit erhält. Gerade dieser Zweck ist vielen, die mit Bodenbau zu tun haben, nicht einleuchtend, und besonders Bäuerinnen stehen auf dem Standpunkt, daß man in einer Trockenperiode den Boden nicht lockern darf, weil er sonst noch mehr austrocknet. Das Gegenteil ist richtig Zwar trocknet die oberste, durch die Hacke gelockerte Schicht schnell aus, aber sie bildet dann einen Schutz für die darunter gelegene Bodenschicht. Nicht gelockerter Boden verkrustet. Im Boden befinden sich zahllose nach unter führende Kanälchen. Haarröhrchen, Kapillare — welche den Pflanzen das Wasser von unten nach oben zuführen. Ungehindert kann das Wasser bei der Verkrustung bis an die Oberfläche gelangen, wo es dann leicht verdunstet. Bei der Lockerung werden die Kopfenden dieser Kapillare zerstört und eine zu rasche und übermäßige Verdunstung des Wassers ist damit verhindert.

Für die Hacke besonders dankbar ist der schwere Boden, weil er stark zur Verkrustung neigt und bei seiner Bindigkeit zu wenig porös ist. Äußerst nützlich ist das Hacken bei einer reichlichen Düngung des Ackers; denn der humusreiche Boden kommt durch dasselbe in einen guten Garezustand. Auf mittleren und leichten Böden ist der Nutzen in Bezug auf die Bodenverbesserung nicht so vielseitig, denn er wird genügend von der Luft durchströmt und die Kapillare sind in ihm nicht so fein und auch nicht so zahlreich wie in dem schweren Boden. Dafür leidet er weit mehr unter Unkräutern, die dann am besten durch das Hacken ausgerottet werden. Von unseren Feldfrüchten verlangen alle Knollen- und Wurzelfrüchte, Gemüsearten und auch der Mais mehrmaliges Hacken. Alle diese Pflanzen werden gewissermaßen mit der Hacke großgezogen. Deshalb bilden Rübenkulturen auch schon für eine kleine Wirtschaft eine Notwendigkeit, weil durch dieselben der Acker in seiner Fruchtbarkeit verbessert wird und weil sie zu diesen Verbesserungen einen direkten Druck ausüben; denn Rübenbau ohne Hacke ist undenkbar.

Außer Roggen sind alle Halmfrüchte für eine Hacke sehr dankbar, und durch sie lassen sich ihre Erträge erheblich steigern. Roggen verlangt einmal einen harten Boden, und es genügt ihm, wenn im zeitigen Frühjahr die Erde an ihrer Oberfläche ein wenig gerissen wird.

Die Ausführung des Hackens kann mit der Maschine und mit der Hand vorgenommen werden. Hackmaschinen gehören wohl überall zu den Ackergeräten des Grundbesitzers. In den bäuerlichen Betrieben regiert die Handhacke und wird wohl für die weitere Zukunft behalten werden, schon aus dem Grunde, weil sie für die Pflanzen von größerem Nutzen ist.

Mit der Hackarbeit soll auch nicht gewartet werden, bis der Boden übermäßig verkrustet. Damit wird diese Tätigkeit sehr erschwert und die Unkräuter können die Saat zu leicht überwuchern. Bei Rüben z. B. muß mit der Hackarbeit begonnen werden, wenn durch die aufgelaufene Saat die Zeilen sichtbar werden.

Bei dem Hacken ist es von Wichtigkeit, daß die gehackten Reihen nicht sogleich von den Arbeitskräften festgetreten werden. Zu empfehlen dazu sind die Handkultivatoren, bei welchen während des Arbeitsganges rückwärts gegangen wird. Geht man vorwärts, so werden die Unkräuter eingetreten, die schon am nächsten Tage nach der Arbeit ihrer Ausrottung schon wieder ihre Auferstehung feiern. Jede Hackarbeit muß nach stärkeren Regenschlägen immer wieder wiederholt werden, so lange man zwischen den Reihen durchkommen kann, weil jeder Regen die Erde festigt, die dann durch den darauffolgenden Sonnenschein ausgetrocknet und verkrustet wird. Diese Tätigkeiten müssen so lange ausgeführt werden, bis sich die Reihen der Pflanzen unter ihrem Blätterdach schließen. Erst von dann übernehmen sie ihren Eigenschutz gegen Austrocknung und auch Unkrautwucherung.

Kytzia, Chelm.

Das Sterben der jungen Tauben

In allererster Linie sind die Nester daran schuld, die zumeist wenig oder gar nicht gesäubert werden. Und Schmutz ist auch den Tauben schädlich. In dem Nesthaufen, welchen sich die Tauben so zusammentragen, finden mancherlei Schmarotzer willkommene Deckung. Die Milben insbesondere vermehren sich in der wärmeren Jarheszeit im Nestgrunde in der Zeit von drei bis vier Wochen ins Ungeheure; die Brutwärme der Tauben fördert ihre Entwicklung. Zu Tausenden überfallen sie nachts, ja sogar am Tage, wenn die Nester an dunklen Stellen des Schlages eingerichtet sind, die jungen Täubchen. Sie kriechen ihnen in die Ohren, saugen sie blutleer und diese Tiere müssen an Entkräftung sterben; dieselben liegen dann mit vollen Kröpfen tot im Neste.

Viele Züchter behaupten, daß man das Sterben der jungen Taube durch Nester von Birkenreisig verhindern kann. Jedoch ist dieses Nestmaterial nicht zu verachten; denn es zeichnet sich durch einen charakteristischen, eigenartigen Geruch aus, welchen das Ungeziefer nicht verträgt. Das Birkenreisig wirkt desinfizierend. Diese Reiser lassen sich oft verwenden. Man nimmt die jungen Tauben, wenn sie acht Tage alt geworden sind, in ein anderes, sauberes Nest, welches aber auf die Niststelle gebracht werden muß und setzt die jungen Tauben hinein.

Von dem gebrauchten Nest schüttet man den ganzen Inhalt in ein Faß mit Wasser, kratzt auch den letzten Kotrest heraus, dann hängt man diese Nestschüssel in die Sonne, damit sie gut bestrahlt wird, und nachher kommt sie wieder zur Benutzung. Außer der Säuberung der Nestschüsseln empfiehlt sich eine Desinfektion des Schlages, wozu schon ein Ausspritzen mit Terpentinöl ausreicht. Auch die Nestschüsseln können mit Flitt oder einem Insektenpulver behandelt werden. Eine solche Reinigung der Taubennester kann alle acht Tage vorgenommen werden.

Vollkommen verschmutzte Nestreiser lassen sich durch Wäsche wieder gebrauchsfähig machen. Zu diesem Zwecke wirft man das ganze Nest in das Wasser der Tonne und beläßt es darin einige Tage. Nach ihrem gründlichen Ausscheuern werden sie herausgefischt und getrocknet, um nachher als Material zum Nestbau in den Schlag gebracht zu werden.

Das Wasser im Fasse ist ein ausgezeichneter Dünger, der aber vor dem Gebrauch noch durch Zugießen von reinem Wasser zu verdünnen ist. Alle Pflanzen, welche damit behandelt werden, müssen prächtig gedeihen. Durch eine gründliche Reinigung des Taubenschlages wird noch dem Gemüsegarten gut geholfen.

Kytzia, Chelm.



Die Holzflößerei auf der Weichsel hat mit dem Einsetzen des Frühjahrs begonnen





Maibutter

Die Maibutter ist bekanntlich von bester Beschaffenheit und eignet sich am vorteilhaftesten zum Auslassen von Schmalz. Es gehört aber dazu, daß das Fett eine ausreichende Zeit auf dem Feuer belassen wird, damit es gut durchkocht, da es sich sonst nicht hält. Die aufgekochte Butter schäumt und daher muß sie in einem großen Topfe auf den Herd gestellt werden. Dieses Schäumen hört nach und nach auf, aber das Schmalz ist noch nicht fertig. Dieser Erhitzungsprozeß würde für den sofortigen Verbrauch genügen, nicht aber für eine längere Aufbewahrung. Ein zu starkes Feuer muß beim Auflassen der Butter vermieden werden. Dann muß das Schmalz eine bestimmte Zeit auf dem heißen Herde stehen. Zuerst steigen aus der Flüssigkeit trübe Bläschen auf und man muß warten, bis sie ganz klar werden, an Zahl rasch zunehmen und noch einmal zu steigen anfangen. Die auftreibenden schäumigen Flocken müssen so lange abgeschöpft werden, bis das Fett völlig klar und durchsichtig erscheint. Das ausgekochte Eiweiß muß auf den Grund des Gefäßes grobflockig absinken. Je größer der Wassergehalt der Butter ist, desto länger muß die Kochzeit bemessen werden. Verkürzen läßt sich dieselbe nur durch ein gründliches Kneten der Butter. Trotz alledem ist es notwendig festzustellen, ob das Fett für die Daueraufbewahrung geeignet ist, und das Thermometer dafür ist eine Zwiebelschale, welche in das Fett während der Zubereitung hineingeworfen wird. Färbt sie sich schnell braun, so ist genügend Wasser verdunstet und damit ist die Haltbarkeit des Schmalzes gesichert.

Es kann auch ganz frische Butter ausgelassen werden, die viel Milch und Wasser enthält. Durch mäßiges Erwärmen wird sie zum Schmelzen gebracht, um sie nachher wiederum erstarren zu lassen. Darauf sticht man an der Topfwand entlang einen Kanal in die Buttermasse bis auf den Grund des Gefäßes und läßt durch denselben die sich unten befindliche Wassermilch ablaufen. Durch diese Maßnahme wird ein doppelter Zweck erreicht; das eigentliche Auskochen des Fettes wird schneller erreicht, und es gibt dabei kein so heftiges Aufschäumen. a.

Ehre der Arbeit

Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Aehren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht,
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinterm Webstuhl sich bemüht,
Dass sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
Der in Hütten fällt und Mühlen:
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn,
Denkend pflügt, sei nicht vergessen!

Ferdinand Freiligrath.

Eine gefährliche Zeit für unsere Küken

Die Küken haben bereits ihr Federkleid bekommen, die Glucke hat mit dem Eierlegen begonnen, und damit ihre Schar verlassen. In den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieben gibt es nur selten Hühnerställe. Die alten Hühner verbringen die Nächte auf Stangen, welche in Vieh- oder über Schweinestallungen angebracht werden. Die Glucke kampiert mit der Kükenschar in den Ecken der Hausflure, der Stallungen, neben dem Wassergeflügel oder in leerstehenden Hundebuden. Unter dem Schutz und Schirm der Glucke ergeht es den Küken ganz leidlich. Schwieriger gestaltet sich ihre Lage, wenn sie von ihr verlassen werden. Scheu und ängstlich piepen sie gegen den Abend ihrer Verwaisung und laufen beunruhigt umher, bis sie das Dunkel an einem Ort überrascht, an welchem sie schlecht aufgehoben sind. Allzuhäufig werden sie dann das Opfer von Raubzeug, das nachts auf Raub ausgeht. Die Tiere sind aus dem gröbsten hinaus, gehen verloren, und die Geflügelwirtschaft erleidet einen empfindlichen Schaden. In dieser gefährlichen Zeit für die Küken muss ihnen geholfen werden. Man muss sie einfangen, um sie auf die Sitzstangen neben die alten Hühner zu setzen. Diese Fürsorge um die Küken gehört zu den Arbeitsaufgaben der heranwachsenden Jugend des Hauses. Dazu eignen sich die Mädchen ebenso gut wie die Knaben. Dieses Angewöhnen an einen neuen Platz muss durch mehrere Tage hindurch wiederholt werden, um einen guten Nachtverbleib der Küken damit zu erzielen. Wenn diese gezwungen sind, auf dem Boden zu schlafen, so muss dafür gesorgt werden, dass die Küken alsdann auch bald auf Sitzstangen gehen. Die ersten Stangen sollen nur 30 bis 40 cm über dem Boden angebracht sein. Aber obschon diese Höhe von allen befederten Küken mühelos erreicht werden kann, dauert es doch gewöhnlich noch eine Zeitlang, bis alle sich dazu verstehen, die Stangen anzunehmen. Man bringt die Jungtiere am schnellsten dazu, wenn man die Stellen, an denen sie bisher auf dem Boden genächtigt haben, mit Rahmen belegt, die aus Dachlatten oder ähnlichen Holzabfällen angefertigt und mit einem Drahtgeflecht überzogen werden. Ueber diese stellt man dann die Sitzstangengestelle mit Ständern. Man wird bald darauf beobachten können, dass schon tagsüber nach der Mahlzeit von den Sitzgelegenheiten Gebrauch gemacht wird. (Diese müssen daher schon in den Morgenstunden fertiggestellt werden.) Es dauert nur wenige Tage, dass abends dann alles auf den Stangen sitzt. Einige bleiben immer halsstarrig, und man muss dann nach der Dämmerung noch einmal die Stallung aufsuchen, um solche Dickköpfe auf die Stangen zu setzen.

Kytzia, Chelm.

Geschichtliches vom Chinchillakaninchen

In den Gebirgen Südamerikas, besonders in den Staaten Chile, Bolivien und Peru, lebt ein Nager von der reichlichen Grösse eines Eichhörnchens, den die Eingeborenen Chinchilla nennen. Die Wissenschaft nennt diese Tiere Wollmäuse. Ihr Pelz besteht aus einem seidenweichen Haar von schieferschwarzer Farbe mit silbergrauen Spitzen. Das Fell dieser Tierchen ist äusserst wertvoll. Die eifrige Jagd hat schon verschiedene Tiere fast ausgerottet, ebenso auch die Wollmäuse. Ihr Pelzwerk wurde daher im Handel immer seltener und teurer. Die Kaninchenzüchter in der ganzen Welt sind bemüht, Nachahmungen der wertvollen Pelztiere in bezug auf die Behaarung und ihre Färbung herzustellen. Aufgeweckte Beobachter unter ihnen wurden auch auf Zufallstiere aufmerksam, deren Fell eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Wollmaus zeigten. Englische Züchter brachten zuerst diese Kaninchen heraus. Bald darauf wurden sie in Frankreich und in der Schweiz herausgezüchtet und von dort aus kamen diese Tiere auch nach Deutschland. Dieselben bildeten anfangs eine kleine Mittelrasse, selten über sechs Pfund schwer. In Deutschland wurden Versuche zur Grösserzüchtung vorgenommen, die ganz günstig ausgefallen sind. Eine Vergröberung des Felles und eine Verschlechterung der Farbe ist dabei nicht hervorgetreten. Der Fleischwert wurde aber erhöht, da das Durchschnittsgewicht der Grosschinchilla bis zehn Pfund gesteigert wurde. „Beim Chinchillafell besteht die Eigentümlichkeit, dass die Schattierung des Haares sich so gruppiert, dass eine Raupenzeichnung hervortritt, die eben auch dem echten Chinchillapelze eigen ist." Aehnlich wie beim Silberkaninchen kommen sehr verschiedene Schattierungen vor, die man jedoch in der Zucht nicht durch die Verpaarung von Hell mit Dunkel auszugleichen suchen darf, sondern man muss möglichst im gleichen Ton bleiben.

Diese Rasse eignet sich besonders für die Freilandzucht, wie sie unter der Ueberschrift „Kaninchengehege" in Nr. 17 des „Landboten" beschrieben wurde. a.

Karpfenfütterung

Die Fütterung setzt im Mai ein, aber erst dann, wenn die Temperatur des Wassers zehn Grad Celsius überstiegen hat. Zu der Fütterung aus der Hand gehört aber ausreichendes Naturfutter, das sich aus Kleintieren des Teiches zusammensetzen muss. Bei ausreichender Wassernahrung erhalten die Karpfen ihr Futter nur dreimal in der Woche. Man rechnet im Laufe des Sommers auf ein Kilo Karpfenzuwachs drei Kilo Futter. Die Futtergaben müssen dann auf die einzelnen Monate entsprechend verteilt werden, da sich die Fresslust der Karpfen stets nach dem Wärmegrad des Wassers richtet. Zu empfehlen ist folgende Verteilung: Für Mai 10 Prozent, für Juni 30 Prozent, für Juli 35 Prozent, für August 20 Prozent, für September 5 Prozent. In der Praxis müssen die Gaben dann auch nach der jeweiligen Tagestemperatur abgestuft werden, da sich der Appetit der Karpfen, wie schon gesagt, ganz nach der Wasserwärme richtet. Das meiste Futter wird bei einer Wassertemperatur von 23 Grad Celsius aufgenommen. Darüber und darunter



Grundsteinlegung zur Weltausstellung Brüssel 1935

Für die große Brüsseler Weltausstellung 1935 hat König Leopold III. am Montag den Grundstein zu dem gewaltigen Festpalast gelegt. An der Feier nahm eine große Anzahl offizieller Persönlichkeiten teil. Unser Bild zeigt den König und Mitglieder der belgischen Regierung bei dem Akt der Grundsteinlegung.

frisst er weniger. Bei niedrigen Wassertemperaturen frisst der Karpfen gar nicht, ohne an Gewicht abzunehmen, weil er sich dann ruhig verhält.

Das bekömmlichste Futter für ihn sind gelbe Lupinen, die sich durch einen hohen Eiweissgehalt auszeichnen. Selbst der bittere Enzianbeigeschmack stört den Fisch nicht. Es ist nur nötig, die Lupinen vorzuquellen. Zu diesem Zweck müssen sie vor der Fütterung 24 Stunden im Wasser liegen. Harte Körner speien die Karpfen wieder aus. Die Fütterung erfolgt am besten frühmorgens an flachen Stellen mit hellem, festem Grunde. a.

Von Bienentransporten

Mit dem Schwärmen der Bienen beginnt auch ihr Versand. Der Mobilbetrieb ist so stark verbreitet, dass die Bienenvölker wohl meist auf Baurähmchen in leichten Kästen — auch mit der Bahn — befördert werden. Zu einem derartigen Versand genügen leichte Kisten, die aber den Grössenverhältnissen der Rähmchen angepasst sein müssen. An den oberen Längsseiten schlägt man Leisten als Rähmchenträger auf. Der Boden erhält zur besseren Durchlüftung ein handbreites Gitter eingeschaltet, aber zur Ermöglichung des Luftzutrittes müssen an diesen Querleisten angenagelt werden. An Stelle des Kistendeckels kann glatte, nicht zu dicht gewebte Sackleinwand verwendet werden, die an den Wandungen des Kastens festzuspannen und durch einen entsprechenden Holzrahmen gut zu befestigen ist. Den von den Bienen besetzten Rähmchen muss durch das Aufnageln von Leisten ein ausreichender Halt gewährt werden.

Der Kasten mit seinem Inhalt muss die Aufschrift bekommen: „żywe pszczoły", lebende Bienen, „nie rzucać!" nicht stürzen. Ferner müssen die Tiere für den Transport auch mit ausreichender Nahrung versorgt werden. a.

Müssen die Enten Schwimmwasser haben?

Die Enten jeder Art gehören zu den Schwimmvögeln. Für schwere Entenrassen, wie Peking, Rouen u. dergl. ist es besser, wenn ihnen Schwimmgelegenheit auf einem Teich oder einem Bach gegeben wird. Die Gesundheit der Zuchttiere bleibt dadurch gut erhalten, und ebenso ist es für die Befruchtung von Vorteil. Im Wasser und am Ufer findet sich manches, wodurch Futter gespart wird. Leider gehen die Enten aber auf Bächen und Wiesengräben zu gern weit weg. Sie werden dort, wo es viele Arbeitslose gibt, gestohlen und der wirtschaftliche Schaden ist gar nicht so unbedeutend. Die Enten belaufen auch gern angrenzende Wiesen oder ruhen darauf aus. In beiden Fällen wird von ihnen durch das Niedertreten des Grases Flurschaden verursacht, den niemand gern hat. Angenehmer sind die Laufenten oder die Khaki-Campbell, die nicht so schwer werden und in erster Linie wegen ihres hohen Eierertrages gehalten und geschätzt werden. Diese Tiere dürfen keine weiten Ausflüge und Wanderungen unternehmen, um ihre Eier nicht zu verlieren. Sie haben diese Reisen auch nicht nötig, denn es genügt ihnen, wenn ihnen nur Badewasser zur Verfügung steht. Grosse Entenfarmen in Holland halten ihre Legeenten ohne Schwimmwasser und erzielen dabei die besten Eierträge. Selbst für Zuchttiere dieser Rassen ist Schwimmwasser nicht unbedingt nötig. Deshalb verdienen diese Entenarten gegenüber den schweren Schlägen ihrer Art den Vorzug, wenn sie sich auch als Schlachttiere durch ein kleineres Gewicht auszeichnen; ihr Fleisch ist aber qualitativ erheblich besser. Sie werden dafür nicht gestohlen und ersparen den Aerger wegen angerichteten Flurschadens.

Kytzia, Chelm.

Notierungen

der **Kattowitzer Getreidebörse** v. 2. 5. 1934.

Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg Inlandsmarkt. zł

		zł
1.	Roggen	15.50—16.00
2.	Weizen einheitlich	19.50—20.50
3.	Sammelweizen	18.50—19.50
4.	Hafer einheitlich	14.00—15.00
5.	Hafer gesammelt	13.00—14.00
6.	Graupengerste	15.50—16.50
7.	Braugerste	17.00—19.00
8.	Weizenschale	11.50—12.00
9.	Roggenkleie	10.00—10.50
10.	Wiesenheu	7.50— 8.00
11.	Kleeheu	9.00— 9.50
12.	Serradella	10.50—11.50
13.	Peluschken	15.50—16.50

Viehpreise.

Gezahlt wurden am 30. 4. 1934 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

		gr
	A. Bullen:	
1.	Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	66—70
2.	Jüngere, vollfleischige	59—66
3.	Mäßig ernährte jüngere und gut ernährte ältere	50—58
4.	Schlecht ernährte	—,—
	B. Kalbinnen und Kühe:	
1.	Gemästete, vollfleischige v. höchst. Schlachtwert	68—77
2.	Gemästete, vollfleischige Kühe	67—76
3.	Ältere gemästete Kühe und weniger gemästete Kalbinnen	58—66
4.	Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	50—57
	C. Kälber:	
1.	Die besten gemästeten	70—80
2.	Mittelmäßig gemästete	64—69
3.	Wenig gemästete	53—63
	D. Schweine:	
1.	Mastschweine über 150 kg	99—110
2.	Vollfleischige von 120—150 kg	86— 98
3.	Vollfleischige von 100—120 kg	70— 85
4.	Vollfleischige von 80—100 kg	—,—

Auftrieb schwach, Tendenz erhaltend.

Waldvergißmeinnicht

Von Wilhelm Kunze.

In seinen jungen Jahren war Sebastian viel in den Wäldern seiner Heimat umhergestreift. Er hatte allein für sich die verborgensten Wege ausfindig gemacht, er hatte Hasen und Rehe belauscht, er hatte an den Ufern umbuschter Bäche gesessen und dem traumhaften Murmeln des Wassers zugehorcht. Tagelang war er oft nicht nach Hause gekommen, tagelang hatte er die sommerliche Natur ausgekostet und, wenn an den Abenden der Mond groß aus dem Osten heraufgestiegen war, so war es wohl vorgekommen, daß Sebastian laut zu singen begann und meinte, die ganze Natur feiere mit ihm die Stunde der Andacht.

Er hatte damals jedes Pflänzlein am Wege dem Namen nach gekannt; er hatte durch den Jahreslauf vom Wiesenschaumkraut bis zum Heidekraut und zur Herbstzeitlose den Gang der Zeit innerlich miterlebt, war im beginnenden Sommer fröhlich und im beginnenden Herbst traurig gewesen; er hatte mit heiterem Sinn die neu ergrünenden Wälder durchstreift, er war mit gesenkter Stirn über das herbstlich raschelnde Laub auf den Wegen geschritten . . .

Aber eines Tages war das alles vorbei gewesen. Der ganze große Naturrausch, die ganze Herrlichkeit der Wälder mit ihren verborgenen Wegen, mit ihren Hasen und Rehen, mit ihren murmelnden Bächen und blühenden Blumen hatte plötzlich ein Ende gefunden. Wie das oft im Leben geschieht! Der Jüngling findet die Freuden des Knaben albern und wendet sich von ihnen weg. Der Mann aber wendet sich von den Sehnsüchten seiner Jugendjahre gewichtigen Dingen und den Forderungen des Tages zu. Plötzlich empfindet er nichts mehr, wenn der Mond über den Dächern der Stadt heraufsteigt. Die Stadt hat ihn gefangen, die Stadt mit ihren Straßen und Häusern, mit ihrem Tagewerk und mit ihrer Ernsthaftigkeit. Und wenn es eine ganz fremde Stadt ist, so lockt sie mit hundert Reizen, mit hundert Möglichkeiten und Sinnfälligkeiten.

Sebastian hat abgeschlossen mit dem, was hinter ihm lag, und es lag hinter ihm wie ein ferner, unwirklicher Traum. Er hatte sein Leben eingerichtet, wie es sich gehört, er hatte geheiratet, er hatte ein Geschäft übernommen, er hatte Kinder in die Welt gesetzt, und war dabei älter und älter geworden. Bisweilen sah er wohl auch einmal den Wald wieder, aber das war — in zweifacher Hinsicht — nicht mehr der Wald seiner Jugend. Aus der Stadt führten gerade, behäbige Straßen hinaus in die Natur, hinaus in die Felder und Wälder; man fuhr auf diesen Straßen im Auto, und dann fuhr man wohl auch gelegentlich durch Wälder, die im Sommer ihre kühlen Schatten über die Straße legten. Den Ruf der Wälder aber vernahm Sebastian niemals, wenn er so im Wagen an ihrem Rande hinfuhr.

Gegen Ende seines Lebens erst, er war alt geworden und hatte seinem Sohne das Geschäft bereits übergeben, seine Frau war gestorben und hatte ihn allein zurückgelassen . . . da kam es wieder aus der traumhaften Ferne seiner Jugend zu ihm. Er hatte, um sich die Zeit ein wenig zu vertreiben, eines Tages in alten Büchern gestöbert und hatte ein kleines abgegriffenes Volksliederbuch wiederentdeckt, zwischen dessen Seiten ein vertrocknetes Pflänzchen schlummerte. Wie er auch sonst sich hätte auf die Namen der schlichten Wald- und Wiesenblumen besinnen müssen, — er war ja Jahrzehnte hindurch nur noch den vornehmsten und wohlgezüchteten Blumen begegnet —, diesen Namen wußte er allsogleich wieder. Es war ein, in seiner Vertrocknung kaum noch kenntliches Waldvergißmeinnicht, wie es an den murmelnden Bächen gesellig zu wachsen und unentwegt zu blühen pflegt. Sebastian sah sich mitten in die entschwundene Welt seiner ersten Liebe, seiner Naturliebe zurückversetzt. Und es brauchte nicht lange, so ließ er seine Koffer packen und fuhr in seine Heimat, die er seit seinem Weggang nicht mehr gesehen hatte.

Er ging die alten sommerlichen Wege wieder, die überwachsenen Pfade im niederen Holz. Aber es schien alles verändert zu sein. Er empfand nicht mehr die ursprüngliche Freude, die er gehofft hatte wiederzufinden. Er sah auf die Bäume, auf die Gräser und Kräuter mit nüchternem Auge. Und die Hasen und Rehe, wenn sie ihn kommen hörten, setzten davon, ehe er sie erblickt hatte. Zuweilen flatterte ein großer Vogel vor ihm her, ein schwarzer Traumvogel. Sonst war die ganze Natur in hörbare Stille getaucht. Er fand dann auch den alten Platz am Bach wieder und fand die niedern Büsche des Waldvergißmeinnicht, die da zu Hauf am Rande des Wassers standen. Er setzte sich nieder, wie er es ehedem getan hatte; aber es fiel ihm merklich schwerer. Und einen kurzen Augenblick erschien er sich selbst sogar als ein närrischer Kauz.

Der Bach murmelte traumhaft. Drüben sang eine Walddrossel. Käfer und anderes Getier schwirrte im Schein des Nachmittags um den vereinsamt Sitzenden. Und plötzlich stieg auch wirklich, noch im blauen Licht des Tages, der Mond groß aus dem Osten herauf. Sebastian wollte sich eben verwundern, wie kühl und fremd ihn das Schauspiel ließ, da begann über Büsche und Bäume herüber ein mehrstimmiger Gang aus jungen Kehlen. Irgendwo dort hinten mußte eine Gruppe junger Menschen sitzen. Sie sahen vielleicht den Mond, und sie sangen in seinem Anblick das Lied von der Schönheit der Jugend: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!" . . .

Sebastian hörte das Lied, das er wie lange nicht mehr vernommen, nicht mehr gesungen hatte. Es griff an sein Herz und er dachte all der Dinge, die nun, wie die Jugend, für ihn verloren waren. Er dachte, daß dieses Leben ein solch verlorenes Ding sei, und Tränen rannen ihm in seinen Bart . . .

Die Sensation von Dingsda

Roman von Else Meerstedt.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nette denkt, dazu ist es schon zu spät. Sie fühlt sich höchst ungemütlich. Alles in ihr ist in Unordnung. Sie würde wahr machen, was sie am Nachmittag zu Seiner Durchlaucht gesagt hatte, daß sie nur noch kurze Zeit hierblieb. Sie möchte diese kurze Zeit sogar noch abkürzen. Was sie brauchte, hatte sie — leider sogar noch mehr. Ein schweres Herz nämlich. Das war eine sehr unbequeme Sache. Und auch eine neue Sache für sie.

„Ich gehe nun bald wieder fort aus Dingsda —" sagte Nette. Sie hatte mit einem Male den Wunsch, zu hören, daß es jemand leid tat, wenn sie Dingsda an der Dingsda verließ.

Und schon fühlte sie einen Arm um ihre Schulter! Ein langgezogenes, bedauerndes „Aaaaaach!" Und einen Kuß auf ihrer Wange als Abschluß.

Nette hat jetzt einen Grund und ein Recht, ein paar Tränen freizugeben, die ihr auf der Seele brennen.

Dr. Middendorf, der sich immer noch in entgegengesetzter Richtung fortbewegt, trägt die Sache männlicher. Er preßt die Lippen aufeinander und ballt die Fäuste in den Jackentaschen. Wie konnte die Schöpfung zwei so ungleiche Hälften aneinanderfügen, wie die, aus denen sich diese Nette zusammensetzte. Zwei Hälften, die ihr Werk zu einer Dauerlüge machten. Ein ehrliches, frisches Gesicht und eine unehrliche, angefaulte Innenseite.

Daran, daß er selber auch nicht gerade ehrlich dastand, dachte Curt Middendorf nicht. Die Szene auf der Bank war ihm ärgerlich gewesen. Er hatte noch jetzt eine ehrliche Wut darüber im Leibe. Wenn Nette ein Recht gehabt hätte, ihn darüber zu befragen, dann würde er ihr wahrscheinlich erstaunt gesagt haben, daß doch ein blinder Mann mit dem Stocke hätte fühlen können, daß diese Szene gestellt sei. Curt Middendorf konnte sich fühlen und fühlte sich in dieser Angelegenheit wie ein blütenweißes Lämmchen. Und es wäre ihm nicht im Traume eingefallen, zu denken, daß jemand darüber andrer Meinung sein könne.

Curt Middendorf läßt seine Wut an einem Stein aus, den er wie ein großer Junge ziemlich rabiat mit der Stiefelspitze vor sich herstößt. Er ist mit den Birken allein, folglich kann er tun und lassen, was er will. Auch sich austoben . . .

Nach einer Weile bleibt er stehen und holt seine Brieftasche heraus. Zu allem wäre er fähig gewesen für dieses Mädel, die Nette. Hatte sich da in seinem „Delirium" sogar ein Los gekauft, trotzdem ihm in zweiunddreißig Jahren noch keiner begegnet war, der einmal etwas gewonnen hatte! Und trotzdem die andern Leute das gleiche von sich aus ebenfalls behaupteten. Man versuchte eben das Unmöglichste, wenn man gern etwas wollte! Schade um den Taler, den er für das Mädel zum Fenster hinausgeworfen hatte. Hätte ihn sich lieber gleich in eine Krawatte umwechseln und um den Hals hängen sollen —! Die Dummen wurden eben nicht alle.

Curt Middendorf hatte beim Weiterschreiten noch mehr so schmeichelhafte Gedanken über sich, die sich jedoch nicht alle wiedergeben lassen. Die Pointe war jedenfalls, daß er sich als den Gatten einer Kuh bezeichnete. Und damit lenkte er gleichzeitig um und begab sich nach Dingsda zurück . . .

*

Die Rosin war sehr unruhig, seit diese Baronesse Rhoden Hahnhausen unsicher gemacht hatte. Dies „unsicher gemacht hatte" war im vorliegenden Falle keine Redensart von ihr. Sondern sie hatte tatsächlich das Gefühl, als schwanke ihr der Boden, auf dem sie mit allerlei Treue und Aufopferung seit Jahr und Tag stand, ein wenig unter den Füßen. Sie hatte so eine Ahnung, als wenn hier etwas nicht stimmte, an dem dieser höchst unangenehme Bartulach, mit dem sie seit erdenklichen Zeiten eine ehrliche und hartnäckige Feindschaft verband, mitgearbeitet hatte. Da war zum Beispiel das eine merkwürdig, daß diese angebliche Baronesse Rhoden nicht mit dem Ensbachschen Auto gekommen war, das doch „flinkere Füße" hatte, als die beiden bejahrten Schimmel.

Es war ferner merkwürdig, daß das Auto sie nicht wenigstens abgeholt hatte. Auch daß die Ensbachs nicht mitgekommen waren, reizte zum Nachdenken. Aber die Hauptsache war, der Wagen war nach einer Richtung davongefahren, in der Ensbach nicht lag! Die Rosin hatte sich eigens auf das Türmchen des Schlößchens über nicht mehr ganz sichere Stiegen hinaufgefrachtet, um das feststellen zu können. An diese Möglichkeit hatte wohl Bartulach, dieser alte gerissene Schleicher, nicht gedacht. Jedenfalls hatte sie allen Grund, auf der Hut zu sein —! Sie wollte nicht mehr auf ihre alten Tage den Wanderstab nehmen. Sie war überzeugt, daß sie wohlerworbene Rechte darauf besaß, ihre Tage hier beschließen zu dürfen. Und diese Rechte fühlte sie leise schwanken. Des Fürsten Gesicht war beim Besuch dieser angeblichen — die Rosin sagte schon angeblichen — Baronesse anders gewesen als sonst. Dieser widerliche Bartulach hatte es mächtig unter Verputz und Reparatur genommen gehabt. Wenn man nur die Tochter eines verstorbenen Regimentskameraden eingeladen hätte, wäre das nicht nötig gewesen. Wenn das Mädchen wirklich eine Baronesse Rhoden war, dann war dem Fürsten sicher der tote Regimentskamerad, an den sie ohnedies nicht glaubte, weniger wichtig, als die lebendige Tochter . . .

In der Rosin brandete ein Schmerz. Sie liebte ihren Fürsten noch immer. Und würde ihn selbst dann noch lieben, wenn das Schicksal ihn vielleicht auch noch eines Tages aus dem Mottenschlößchen vertrieb. Das sollte sie nicht hindern, bei ihm zu bleiben bis an das — hoffentlich noch ferne — Ende seiner Tage.

Die Seele der Rosin war also wesentlich schöner als ihr Aeußeres. Nur schade, daß Seelen unsichtbar sind . . .

Die Rosin schlug sich zwei Tage weidlich mit dem Prädikat „alt" herum, das ihr Seine Durchlaucht verliehen hatte. Am dritten Tage kam sie zu einem Ent-

schluß. Und am vierten Tage ging sie an die Ausführung dieses Entschlusses. Sie dachte an eine bescheidene Auffrischung ihres äußeren Menschen im Sinne der Behauptung, daß Kleider Leute machen.

Und die Auffrischung gedachte sie in Dingsda vorzunehmen. Zwar gab sie sich keinen übertriebenen Hoffnungen in bezug auf den Pariser Schick und die Pariser Abstammung der Toiletten des großen Modehauses in der Prinzengasse hin. Aber Dingsda war mit den Schimmeln zu erreichen. Die nächste größere Kreisstadt jedoch nur mit der Bahn. Das Geld aber für eine Bahnfahrt konnte man schon einer Modeschöpfung aus dem Modehaus zuschlagen.

Herr Armand äußerte allerlei Bedenken in bezug auf die Fahrt der Rosin nach Dingsda. Er hielt es für seine Pflicht, diese Bedenken seiner Durchlaucht zu äußern. In Dingsda, das war nicht wegzuleugnen, lauerten allerlei Gefahren. Wenn es dem Zufall gefiel, sie loszuketten — und der Zufall liebte solche kleinen Scherze —, dann konnte es unter Umständen recht hoch hergehen. Man brauchte sich nur vorzustellen, Frau Rosin stieß auf Fräulein Nette Lutz und erkannte sie wieder. Wenn man das Temperament der Frau Rosin in Betracht zog, dann konnte man sich sehr wohl vorstellen, was anläßlich einer solchen Begegnung herauskommen konnte . . . Herr Armand Bartulach dachte hierbei an eine Feststellung in Schillers Glocke, in der Herr v. Schiller vergleichsweise Hyänen anzog. Aber, wenngleich dieser Herr v. Schiller ein anerkannter Dichter war, so war seine Ausdrucksweise an dieser Stelle doch zu volkstümlich, als daß man sich hätte erlauben können, sie vor Fürstenohren zu zitieren . . .

Seine Durchlaucht war jedoch auch ohne Bartulach zu Schiller gestoßen und auf den Teil seines Glockenliedes, mit dem sich gleicherweise Herrn Armands Hirn beschäftigte. Aber auch seine Durchlaucht ging stillschweigend über die Hyänen hinweg.

Er zuckte die Schultern und sagte: „Sehe ein, daß Sie recht haben, lieber Armand. Können aber nichts verhindern. Wissen, daß die Rosin reichlich bockbeinig ist. Würde bei Weigerung irgendwelche Lunte riechen und nach Dingsda laufen, wenn der Wagen nicht angespannt würde. Müssen es darauf ankommen lassen. „Kinder." Seine Durchlaucht lächelt, „haben ihren Engel. Wollen auf diesen Engel hoffen. Wäre peinlich, wenn die Rosin Glück hätte und nicht wir . . .! Wie gesagt, Bartulach, Schimmel sollen laufen. Werde klugen Schachzug tun und der Rosin anheimgeben, möchte möglichst schnell zurückkommen, bedürfe ihrer . . . Hals und Beinbruch, lieber Armand . . .!"

Herr Armand Bartulach hatte jetzt lauter Fuhren, die ihm nicht zusagten. Auch die Rosin zu fahren, hielt er für unter seiner Würde. Er sah sich nur für persönliche Dienste bei Seiner Durchlaucht engagiert und liebte Abweichungen darin nicht . . .

Die Rosin wußte das sehr wohl. Und gerade darum ließ sie sich von Herrn Armand den Wagenschlag öffnen. Er hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, das zu tun, aber diese Rosin sah ihn so lange herausfordernd an, bis er es doch tat . . .

Und dann saß sie breit hinter seinem Rücken und spielte Dame, wie das die andern auch getan hatten. Wäre vielleicht gar kein schlechtes Geschäft für ihn, wenn die beiden aufeinanderstießen und beide gleichzeitig aus Hahnhausen verschwänden . . .

Kurz vor Dingsda zeigten sich schon die ersten Vorboten nahenden Unheils . . .

Herr Armand Bartulach hatte in der weisen Voraussicht, die sozusagen einer der Hauptbestandteile eines wirklichen Kammerdieners sein muß und eigentlich erst seine Existenz berechtigt, berechnet, daß der „Hirschen" unter allen Umständen in weitem Bogen umfahren werden mußte. Selbst wenn die Rosin ihr Befremden über einen Umweg äußern und versuchen sollte, anders zu disponieren. In einem solchen Falle fuhr man eben zu. Aus dem Wagen springen würde die Rosin schon nicht. Und Deckung für diese Maßnahme gab ihm Seine Durchlaucht.

Da stieß die Rosin alle von Armand Bartulach gefaßten Vorsichtsmaßregeln über den Haufen, indem sie plötzlich hinter seinem Rücken sagte, er solle am „Hirschen" vorfahren. Sie sei echauffiert und wünsche eine Zitronenlimonade zu trinken . . .

Jetzt war guter Rat teuer. Sollte er der Rosin sagen, im „Hirschen" müsse sie die Fliegen mitbezahlen, die in der Limonade schwämmen? Dann würde die Rosin, so wie sie gebaut war, lieber Angelruten an das Limonadenglas legen, als von ihrem Vorhaben abgehen . . .

Da aber ein vorbildlicher Kammerdiener nie ohne Erleuchtungen bleibt, kam diese Erleuchtung auch urplötzlich über Herrn Bartulach. Man mußte das Interesse der Rosin von der Zitronenlimonade ab- und einer aktuelleren Sache zulenken . . .

In seinem Eifer im Dienste seines Herrn und in der Wahrung durchlauchtigster Interessen ging Herr Armand sogar so weit, sich in ein Privatgespräch mit der Rosin einzulassen . . .

Er senkte plötzlich da, wo sich seine und der Rosin Wege trennen wollten, den Lackzylinder eine Wenigkeit in der Richtung, in die hinein er hatte den Bogen beschreiben wollen . . . „Wenn mich nicht alles täuscht, Frau Rosin, ging dort hinten über die Straßenkreuzung die Baronesse Rhoden . . ."

Herr Armand hörte am Krachen der Polster, daß hinter ihm die Rosin aufgefahren war. Gleichzeitig sprang auch ein langstieliges Lorgnon auf . . .

„Wo Bartulach . . .? Ich kann nichts sehen . . .!"

Herr Armand Bartulach fühlte jedesmal einen Schlag im Genick, wenn die Rosin in ihrer plebejischen Formlosigkeit das „Herr" wegließ . . .

Trotzdem bemühte er sich, über den Schlag hinwegzukommen und fragte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Soll ich vielleicht auf die Stelle zuhalten, Frau Rosin?"

Und die Rosin ließ sich tatsächlich von diesem Filou Bartulach einwickeln und sagte — sogar mit einer gewissen Freundlichkeit sagte sie das —: „Wenn Sie wollen, Herr Bartulach . . .?"

Da ließ Armand Bartulach ein paarmal den Peitschenstrang auf den Rücken der Schimmel spielen, um nur möglichst schnell aus dem Bereich der Zitronenlimonade und des damit zusammenhängenden Gasthofes zu kommen . . .

Er war plötzlich wie besessen vor Diensteifer. Bewegte den Lackzylinder nach rechts, nach links, hielt die Hand vor die Augen und tat, was er tun konnte, um einen Schwindel komplett zu machen . . .

Schließlich hielt er da, wo der eigentliche Zweck des Besuches der Rosin in Dingsda lag, vor dem großen

Modehaus, und erklärte, während er sich ein wenig nach hinten bog, mit diskret herabgeschraubter Stimme, er habe deutlich gesehen, wie die Baronesse Rhoden im Modehaus verschwunden sei . . .

Die Rosin bewies plötzlich eine überraschende Elastizität! Huppdi wuppdi war sie aus dem Wagen, ohne die Prätention zu haben, daß ihr Bartulach den Schlag öffnete. Alles in ihr frohlockte! Das, was Hahnhausen hatte vermeiden wollen, nämlich, daß sie der Baronesse ein bißchen auf den Zahn fühlte, konnte sie jetzt ausgiebig und ohne Störung besorgen. Und sie würde es besorgen. Mit aller Gründlichkeit! Und falls es sich hier um einen Fall handelte, wo etwas herauszukriegen war, würde sie das auch herauskriegen . . .

Und dieser blöde Bartulach, der sich immer so extra gescheit vorkam, hatte ihr dazu verholfen. Diese letztere Tatsache freute die Rosin noch ganz besonders.

Bartulach seinerseits aber glaubte ebenfalls ein Anrecht auf ein hämisches Lächeln zu haben. Er hatte diese alte Fregatte doch wirklich dorthin gesteuert, wo er sie hinhaben wollte und wo sie keinen Unfug anrichten konnte.

Hatte Bartulach eine Ahnung, wie das Schicksal ihn zu übertrumpfen gedachte! Er hatte eine Zwanzig gemeldet. Das Schicksal aber schickte sich an, eine Vierzig zu melden . . .

Als nämlich in dem Modehaus die Rosin ihr Lorgnon gleich einem polizeilichen Scheinwerfer spielen ließ, traf sie plötzlich auf ein schlichtes, kattunenes Kleid mit einem auffallend hübschen Kopf darüber, den sie kannte, trotzdem sie ihn nur ein einziges Mal gesehen hatte. Allerdings war er ihr da als zu einer Baronesse Rhoden gehörig avisiert worden . . .

Dieser Kopf neigte sich bald dahin, bald dorthin über allerlei Stoffe. Und plauderte lustig mit dem, dem die Bedienung oblag. Zwei auffallend hübsche Hände waren außerdem noch dabei und betätigten sich prüfend zwischen den Stoffballen.

Alles Blut strömte der Rosin zum Herzen und machte, daß ihr Kopf heiß und rot wurde. Was hinwiederum zur Folge hatte, daß sich unter der festanliegenden Kappe, die Jugendlichkeit vortäuschen sollte, Kränze von Schweißperlen bildeten, die schließlich gleichzeitig zu Tal liefen. Als kleine Rieselgewässer, die allerlei an Rouge und Blanche und auch an Noir mit fortschwemmten.

In der Natur wirken sich solche Rieselgewässer durchaus friedlich aus. Wenn sie sich über Felsen verteilen, wirken sie sogar romantisch. Aber auf dem Gesicht der Rosin . . .! Es war unglaublich, wie sie sich da betrugen, was sie da anrichteten! Im Zeitraum von ein paar Minuten hatten sie der heute üblichen Kriegsbemalung der weißen Rasse, die von der Rosin in reichem Maße angewendet worden war, alle Zivilisation genommen und auf das Niveau der von kulturellen Einflüssen noch unbedeckten Schwestern in den fernen Erdteilen herabgedrückt, die auf der Landkarte in schwarzer Farbe gehalten waren. Und aus dieser ins Wilde hinübergewechselten Bemalung blitzten drohend ein paar dunkle Augen. Es war unverkennbar, die Rosin hatte die Absicht, ein Kriegsbeil zu schwingen . . .

„Wer ist diese — wer ist dieses Mädchen dort . . .?“ fragte die Rosin den Verkäufer, der sich mit bezaubernder Liebenswürdigkeit nach den Wünschen der gnädigen Frau erkundigte, und zeigte mit dem Lorgnon auf die graziös sich einem Blumenmuster zuneigende, völlig ahnungslose Nette . . .

Sogleich ging mit dem Gesicht des Verkäufers eine ganz offensichtliche Verwandlung vor. Wie ein Strahlen breitete es sich darüber aus. „Ich sehe schon, gnädige Frau haben Geschmack! Gnädige Frau sind entzückt von dieser Zauberin, wie ganz Dingsda. Gnädige Frau werden erstaunt sein und lächeln, wenn ich gnädiger Frau sage, wer . . .“

„Nun, sagen Sie schon, mein Lieber, wer dieses Mädchen ist!“ unterbricht die Rosin ungeduldig und wenig freundlich den in Lämmerwölkchen schwebenden Verkäufer des Modehauses. Aber der schwebt so, daß ihm die Geladenheit der Rosin völlig entgeht . . .

„Dieses entzückende Geschöpf, das jeder, der es nicht kennt, mit gnädiges Fräulein anredet, ist Fräulein Nette, das Stubenmädchen aus dem ‚Hirschen‘ . . .“

„So!“ sagt die Rosin, und in diesem So schwingt ein fürchterliches Drohen.

Sie läßt den allmählich aus seinem Schönheitsrausch erwachenden Verkäufer stehen und bahnt sich einen Weg durch die Verkaufsstände des augenblicklich gut besuchten Modehauses. Es sind nämlich anwesend in dieser Stunde die sämtlichen Klatschmohne, die von einer neuen Jumpersendung gehört haben und nun in corpore erschienen sind, um zu begutachten und als erste auszusuchen.

Mitten durch die Mohnblumen durch führt der Rosin Weg, die aufgeschreckt Spalier bilden. Aber die Rasende — wie Frau Liebetreu spitz bemerkt — zwingt doch noch der Frau Sanitätsrat heute wegen des Witterungsumschlages ganz besonders empfindliches Hühnerauge unter ihre keineswegs niedrige Schuhnummer. Sie hakt mit ihrem Lorgnon in Frau Papiers Spitzenbluse und reißt sich gewaltsam los, ohne sich im mindesten zu entschuldigen.

Und eckt beim Vorbeigehen die reichlich klein geratene Frau Bürgermeister an, daß ihr der Hut, den sie heute ob des windstillen Wetters ohne Nadel trug, auf die linke Seite rutschte. Was der Frau Bürgermeister ein viel keckeres Aussehen gab, als ihr aus Reputationsgründen erwünscht war.

Die Rosin hatte also eine Situation geschaffen, die ihr und allen mit ihr zusammenhängenden Weiterungen das rege, wenn auch nicht freundliche Interesse sämtlicher Klatschmohne eintrug.

Und dieses Interesse wuchs! Es wuchs so, daß die Klatschmohne davonflatterten. Der nach, um derentwillen sie sich soeben schockiert gefühlt hatten . . .

Sie standen wie eine Wand hinter der Rosin, als die ihr Lorgnon über dem noch immer graziös geneigten Rücken Nettes hob, und Nette, ihrer seelischen Verfassung entsprechend, mit besagtem Lorgnon ziemlich hart auf die Schulter klopfte.

Nette, die es eigentlich nicht gewöhnt war, daß man ihre Aufmerksamkeit auf diese Weise erregt, drehte sich einigermaßen erstaunt um und geriet, wie nach einem gewissen exotischen Schlangenbiß, in einen augenblicklichen Zustand der Starre.

Sie lehnte gegen die Stoffballen, die sie im Auftrage von Frau Moosengel, die von Nettes gutem Geschmack hatte profitieren wollen, untersucht hatte, und erwartete die Anrede der Frau Rosin.

Die Anrede begann mit einem schrillen Lachen. Und setzte sich dann fort in der Feststellung, daß wohl jeder Zweifel über die Identität des Stubenmädchens Nette aus dem „Hirschen" mit der Baronesse Rhoden, als die dieses Stubenmädchen an Seiner Durchlaucht Kaffeetisch gesessen habe, ausgeschlossen sei.

An dieser Stelle erfolgte hinter dem Rücken der lieben Rosin eine ganze Kavalkade schrillen Lachens. Sie kam aus den Reihen, oder besser, aus der Wand der Mohnblumen, die begriffen hatten! Wenigstens begriffen hatten, daß dieses ebenso mysteriöse als anstößige Stubenmädchen Seiner Durchlaucht, den alleinstehenden Junggesellen, besuchen ging. Das war noch mehr als allerhand.

„Soso," frohlockten jetzt auch die Mohnblumen im Chor. Und stellten sich damit ohne weiteres auf die Seite der Rosin.

„Stellen Sie sich vor, meine Damen," sagte die Rosin, und wandte sich voll Genugtuung der ihr plötzlich erwachsenen Rückenstärkung zu diesem Mädchen hier — „ich bin nämlich die Hausdame Seiner Durchlaucht —, hat sich mir vorstellen lassen als eine Baronesse Rhoden! Schöne Baronesse, die im ‚Hirschen' Hinz und Kunz die Betten aufklopft und sich womöglich noch Trinkgelder in die Hand stecken läßt. — Habe ich mir doch gedacht! — Läßt sich frech in Seiner Durchlaucht Wagen aus Dingsda abholen, und frech wieder nach Dingsda zurückbringen! Spielt die große Dame! Ißt als Baronesse Rhoden meinen selbstgebackenen Kuchen! Es ist doch klar, daß ich mich niemals herabgelassen haben würde, für die Bedienstete eines Gasthofes Kuchen zu backen."

„Klar, klar!" echoten die Klatschmohne. Hatte man endlich an dieser Person die Stelle entdeckt, wo das Siegfried=Lindenblatt hingefallen war und die Bildung der unverwundbaren Hornhaut verhindert hatte.

Man wußte zwar, daß diese ältliche, dickliche und keineswegs sympathisch anmutende Person nur die Haushälterin des Fürsten war. Aber in dieser Minute darüber die Nase rümpfen zu wollen, wäre mehr als töricht gewesen. Das hätte ja dem Gang der Enthüllungen ein vorzeitiges Ende bereitet. Und man wollte doch alles wissen!

Aber mehr wußte die Rosin auch nicht! Sie wiederholte nur immer wieder, was sie wußte, sobald sich neue Zuhörer einfanden. Wohlwollende und hämische. Die wohlwollenden waren allemal männlichen Geschlechts und die hämischen waren Weibchen. Die wohlwollenden verstanden auch den Fürsten. Das taten freilich auch die Weibchen. Nur gaben sie es nicht zu. Weder vor sich selbst, noch vor den andern.

Der Geschäftsinhaber war von dieser Tribunalszene wenig erbaut. Sie lenkte die Dingsdaer vollständig von den Absichten ab, mit denen sie sein Geschäft betreten hatten. Wäre er Theaterdirektor gewesen, hätte die Sache anders gelegen.

Wie eine Theatervorstellung sah sich auch Nette das Ganze an. Es spielte sich da etwas, was sie gut gebrauchen konnte, wie auf Bestellung ab.

Sie war jetzt wieder vollständig Herr der Situation und verhehlte sich infolgedessen nicht, daß dies, was sich soeben abgerollt hatte, sozusagen die Pointe war, die sie den Dingsdaern hinterließ. Die Pointe der Aera Nette Lutz in Dingsda, mit der sie zu verschwinden hatte. Was ja ohnedies ihre Absicht gewesen war.

Und Nette lächelte. Das galt sowohl den Klatschmohnen, als auch der Rosin. Sie lächelte ein wenig spöttisch, aber sonst ganz friedlich. Wie einer, der sagen wollte: „Kinder, regt euch bloß nicht auf, es lohnt wirklich nicht!"

Aber die Dingsdaer, einschließlich der Rosin, verstanden das Nettelächeln falsch. Wie die Katzen, denen ein Nichttierfreund unversehens und mit voller Absicht auf die Schwänze getreten hatte, fuhren sie hoch. Die Rosin fauchte sogar. Allerdings aus dem Grunde, weil sie kurzluftig war. Von ihrem Gesicht war jetzt kaum noch etwas zu erkennen. Es glich einem futuristisch dekorierten Ball, der längere Zeit im Wasser gelegen hatte.

Nette hielt dann noch ein paar Minuten stand, um den Dingsdaern Stadtmüttern Gelegenheit zu geben, all die Komplimente loszuwerden, die die bis dato still in ihren Herzen getragen hatten. — Man hatte sich dabei so um Nette gruppiert, daß der Uneingeweihte hätte denken können, man erbitte von ihr Autogramme.

Als sich Nette schließlich in Bewegung setzte, setzen sich die andern mit in Bewegung.

Alle verließen das Geschäft, ohne etwas gekauft zu haben.

Der Inhaber hatte das Nachsehen, und das tat er auch. —

Er sah, wie draußen der Kammerdiener Seiner Durchlaucht, des Fürsten Hahn Hahnhausen, sonst ein sehr ruhiger, besonnener, auch würdiger Mann, mit krampfhaft umklammertem Peitschenstiel vom Kutscherbock hochsprang, als wolle er irgendein Gericht ausüben, aber gleich darauf hart wieder heruntersackte. Und er sah, wie diese alte Fregatte, die ihm das ganze Geschäft verdorben, die der Herr Kammerdiener zum Unglück für ihn vor sein Modehaus gefahren hatte, eine gebieterische Bewegung machte, der Herr Kammerdiener möge ihr den Schlag öffnen.

Aber der Herr Kammerdiener sah plötzlich fürstlicher aus, als der Fürst selbst. Er machte eine Bewegung mit der Peitsche, die so zu deuten war, daß jeder sein eigener Hausknecht sei. Und ließ mit einem Hieb auf die Pferderücken die Schimmel anlaufen, daß die Rosin, die sich noch nicht ganz fest gesetzt hatte, mit einer Vehemenz wieder hochschnellte wie ein geschäftsneuer Pneumatik.

Das habe ich wirklich fein gemacht, dachte Herr Armand Bartulach, und schämte sich zum ersten Male vor seinem Fürsten.

„Ich glaube nicht, daß ich Sie nun noch halten kann, Nette," sagte Frau Amanda Moosengel ärgerlich. Aber ihr Aerger galt mehr der Tatsache, daß Nette nun gehen mußte, als dem leichtsinnigen Kaffeetrinken bei Seiner Durchlaucht. Jugend kannte keine Tugend.

Wiewohl Frau Moosengel fest überzeugt war, daß an Nettes Tugend auch nicht ein Tüpfelchen abgebröckelt war. Dazu kannte sie ihre Nette zu genau. Aber sie kannte auch die Damen von Dingsda. Diesmal würden sie sich nicht besänftigen lassen. Sie würden Nette zur Strecke bringen. Und den Schaden hatte der „Hirschen". So oder so! Wenn sie die Nette behielt, durften die Männer nicht mehr nach dem „Hirschen" gehen. Und wenn sie sie nicht behielt, kamen sie nur noch so spärlich wie früher.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Praxis • Für die Praxis

Heben eines gefallenen Pferdes im Freien

ahg. Nicht selten kommt es vor, daß Pferde sich draußen auf der Weide festwerfen und nur schwer wieder auf die Beine zu bringen sind. Es gibt nun ein einfaches Mittel, um mit verhältnismäßig wenig Mühe auch die schwersten Pferde wieder hochzubringen, falls sie nicht allzu



sehr geschwächt sind. Von der Tatsache ausgehend, daß ein Pferd zuerst die Vorderbeine hochstellt, muß man bestrebt sein, das Tier zuerst einmal mit dem Vorderkörper hochzubringen. Zu diesem Zweck schiebt man eine 3 bis 4 Meter lange, feste Leiter vom Rücken aus unter die Vorderpartie des Pferdes, und zwar so weit, daß die Leiterbeine etwa ein Meter unter der Brust hervorstehen. Nun bindet man das Pferd mit Stricken (a) auf der Leiter fest. Um das Eindrücken zu verhindern, schiebt man unter die Brust einen mit Stroh oder Heu gefüllten Sack (b). Anschließend hebt man vom Rücken aus das lange Ende der Leiter (c) soweit an, daß das Pferd auf die Vorderbeine zu stehen kommt; vier bis fünf Mann können dies bewerkstelligen. Einige Peitschenschläge bringen das Pferd dann wieder ganz hoch.

H. Nienaber-Rastede.

Schutz vor Nachtfrösten im Gemüsegarten

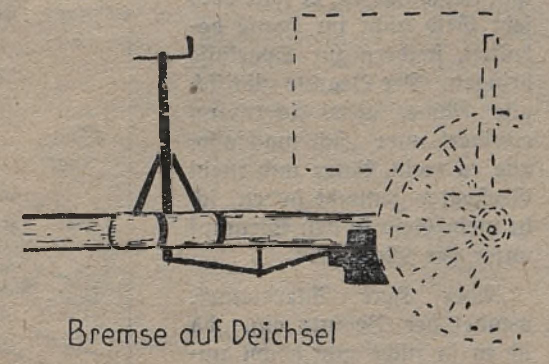
ahg. Durch späte Nachtfröste wird im Gemüsegarten häufig großer Schaden angerichtet. Durch geeignete Maßnahmen kann man sich aber bis zu einem gewissen Grade vor den Verheerungen schützen. Um geeignete Schutzmaßnahmen ergreifen zu können, ist eine genaue Kenntnis der Wetterlage notwendig. In gefährdeten Gebieten sind sog. Frostschutzthermometer unbedingt notwendig. Diese sind so eingerichtet, daß sie, wenn das Thermometer bis zu einem bestimmten Punkt gesunken ist, durch ein Signal die Frostgefahr anzeigen. Derjenige, der mit der Natur vertraut ist und ein gutes gewöhnliches Thermometer besitzt, wird aber auch so erkennen, wann Nachtfröste zu erwarten sind. Dies ist dann der Fall, wenn abends die Temperatur sehr schnell durch kalte Luftzufuhr gesunken und ein klarer Himmel vorhanden ist; es tritt dann eine starke Abkühlung der Erdoberfläche durch Ausstrahlung der Wärme in die kalten, höheren Luftmassen ein. Während diese Beobachtung für alle Gegenden allgemeine Gültigkeit hat, gibt es aber noch einzelne Gegenden oder Orte, die besonders gefährdet sind; es sind dies die sog. „Frostlöcher" zum Beispiel Täler, Mulden.

Der wirksamste Frostschutz besteht darin, daß man die Ausstrahlung der Wärme der Erdoberfläche unterbindet oder die Kulturen durch Bedecken usw. schützt. Aufgehenden Samen kann man vor der Vernichtung retten, indem man ihn mit Boden bedeckt, die jungen Keimlinge durchbrechen dann bald wieder die Bedeckung. Ein anderes wirksames Mittel ist die Bedeckung mit Stroh, Säcken und Pappe. Schwieriger ist der Abwehrkampf bei jungen Setzlingen. Die jungen Pflänzchen bedeckt man am besten mit Blumentöpfen, alten Eimern, Kisten und dergleichen. Bei größeren Flächen haben sich Glasglocken und vor allem die lichtdurchlässigen Papierhauben, wie sie in anderen Ländern häufig Verwendung finden und von der Hauptstelle für Pflanzenschutz in Potsdam ausprobiert sind, bewährt. Unter diesen Hauben bleiben die frostempfindlichen Gemüsearten, wie Gurken, Bohnen, Salat, Kohlrabi, so lange stehen, bis keine Nachtfröste mehr zu erwarten sind. Mit Hilfe dieser Hauben ist es möglich, diese frostempfindlichen Gemüsearten vor dem sonst üblichen Termin (10. Mai) zu pflanzen. Während man mit den genannten Mitteln nur eine Kultur schützt, ist es manchmal notwendig, viele Kulturen (Baumblüte, verschiedene Gemüsepflanzungen) vor Nachtfrösten zu bewahren. Bei günstiger Lage und Windrichtung verhindert man die Ausstrahlung der Erdoberfläche, indem man versucht, eine Isolierschicht zwischen Erde und Luft zu schieben. Das geschieht durch Schaffung einer den Wolken ähnlichen starken Rauchschicht. An verschiedenen Stellen werden kleine Feuerchen mit Materialien, die starken Rauch hervorbringen, angelegt und bei Frostgefahr angezündet. Es gibt auch besondere Frostschutzbriketts, die für diese Schutzmaßnahmen hergestellt sind. Neben der Raucherzeugung bewirkt das Feuer noch eine Erwärmung der untersten Luftschichten.

A. Kaminski.

Wo muß die Bremse sitzen?

ahg. Die landwirtschaftlichen Ackerwagen werden in allen Betrieben zu den verschiedensten Arbeiten und daher in der verschiedensten Form benutzt. Einmal wird ein Wagen als Leiterwagen zum Heu- und Strohfahren, ein anderes Mal als Dungwagen, wieder an einem anderen Tage als Holzwagen und schließlich auch noch als Kastenwagen benutzt. Um die Wagen nun so vielseitig verwenden zu können, ist es erforderlich, den eigentlichen Wagen mit entsprechenden Aufsätzen zu versehen. Durch diese verschiedene Ausführung ist es recht schwierig, alle Wagen mit den sonst sehr erwünschten und oft auch erforderlichen Bremsvorrichtungen zu versehen. Jeder praktische Landwirt weiß, wie es hiermit in der Praxis aussieht, und man hilft sich dann eben meistens ohne Bremse durch. Oder es ist nur am Kastenwagen eine besondere Bremsvorrichtung vorhanden, die nun natürlich alle Augenblicke an- oder abgeschraubt werden



Bremse auf Deichsel

muß. Schließlich können auch noch am Vorderwagen besondere Bremsen sitzen, die dann aber nur von der Erde aus zu bedienen sind, wodurch sie in der Regel sehr geschont, das heißt wenig benutzt werden.

Um nun an jedem Wagen eine gute Bremse zu haben, gleichgültig in welcher Form er benutzt wird, und gleichzeitig auch eine gefahrlose und leichte Bedienung vom Wagen aus zu gewährleisten, ist die Wagenbremse am Vorderwagen anzubringen. Die eigentliche Bremsschraube oder Bedienungskurbel muß direkt aufrecht auf der Deichsel befestigt sein, und zwar dort, wo die Deichsel mit den Vorderarmen verbunden ist. An dieser Stelle stört die Bremse weder die Pferde noch den Fahrer oder irgendeinen Wagenaufbau. Auch kann sogar beim vierspännigen Fahren vom Sattel aus der Fahrer die Bremse bei einiger Geschicklichkeit ohne weiteres bedienen.

A. Francke.

Ein Vorschlag:

Beschränkt die Schweinehaltung!

Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt. Die Wahrheit dieser Worte bezweifelt heute niemand, und der kleinste Handwerker bis zum größten Gewerbetreibenden hat nun erfahren, daß der Bauer kein Geld hat, und daß die Not des Bauern letzten Endes die Not aller ist.

Als im vorigen Frühjahr sich die Preise für Roggen und Weizen in erträglichen Grenzen bewegten, atmete mancher Landwirt auf und meinte, die Krise wäre zum Stillstand gekommen, und es würde nun langsam Besserung eintreten. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen, die Lage der hiesigen Landwirtschaft ist schlechter als je, ja sie ist trostlos. Der letzte schwere Schlag ist der Niedergang der Schweinepreise. Jedoch sind die Landwirte hier selber etwas schuld, denn es werden gegen das Vorjahr viel mehr Schweine gehalten. Ja, man wird mir entgegenhalten, was sollen wir machen, aus dem Korn wirtschaften wir keine Rente mehr heraus. Aber wirtschaften wir bei diesen Schweinepreisen überhaupt unsere Unkosten heraus? Nein, wir gehen daran zugrunde! Nach meinem Dafürhalten muß der Mindestpreis für 3-Zentner-Schweine 60 Zl. für den Zentner betragen, wenn der Landwirt überhaupt auskommen soll. Nun überwiegt das Angebot die Nachfrage, und die Schweine sind gar nicht loszuwerden. Und der Landwirt braucht Geld, um seine Steuern, Renten, Schuldzinsen, Löhne und dgl. zu bezahlen, und muß die Schweine auf den Markt bringen. Um annehmbare Preise zu erhalten, muß die Schweinehaltung beschränkt werden, so daß das Angebot die Nachfrage nicht übersteigt. Nun hat es aber keinen Zweck, wenn dieser oder jener einsichtsvolle Landwirt die Schweinehaltung einschränkt, sondern die Einschränkung muß durch behördliche Maßnahmen alle Landwirte, große wie kleine, umfassen. Die Zahl der zu haltenden Schweine in ganz Polen muß nach Größe der betreffenden Landwirtschaft berechnet werden. Ich habe eine 80 Morgen große Landwirtschaft, und habe augenblicklich 17 Schweine, ich habe nie mehr wie 20 Schweine gehalten und halte 20 Schweine auf einer 80 Morgen großen Landwirtschaft für vollkommen ausreichend. Mir ist aber bekannt, daß kleinere Besitzer 30 Schweine und mehr halten. Mein Vorschlag wäre ja nur eine Notmaßnahme zur Durchhaltung der Krisenzeit zu nennen. Nun möchte ich die Meinung großer und kleiner Landwirte und führender Persönlichkeiten hören.

Ein Landwirt.



Lies und Lach'!





„Du mußt mir einen neuen Spiegel kaufen, Arnold, aus dem bin ich 'rausgewachsen."

*

Professor Goll ist im Hotel. Professor Goll sucht etwas. Zuerst war er im Speisesaal, dann im Frühstückszimmer, in der Halle, und jetzt kramt er auf den Schreibtischen im Lesezimmer herum. Der Geschäftsführer kommt auf ihn zu. „Darf ich Ihnen behilflich sein?" fragt er. „Suchen Sie etwas?"

„Ja," murmelt Professor Goll, „meine fünfte Brille suche ich."

Der Geschäftsführer ist einen Augenblick verdutzt. „Die fünfte?" murmelt er. „Sie haben fünf verschiedene Brillen?"

„Ja," nickt der Professor, indes er weiter zwischen Zeitungen und Schreibpapier wühlt, „fünf Brillen sind für mich eine unumgängliche Lebensnotwendigkeit. Die erste brauche ich zum Lesen, die zweite ist nötig, wenn ich die erste verlegt habe. Die dritte brauche ich, wenn ich auf die Straße gehe, die vierte, wenn ich nicht weiß, wo die dritte ist."

„Ja, aber —", lächelt der Geschäftsführer, „und die fünfte?"

„Die fünfte und wichtigste," sagt der Professor, und in seiner Stimme zittert eine todesmatte Verzweiflung, „die fünfte brauche ich, um die anderen vier zu suchen."

*

Die neue Köchin

„Gnädige Frau, können Sie mir sagen, was Prozent bedeutet?"

„Warum denn?"

„Der Schlächter hat mir gesagt, daß ich jedesmal 10 Prozent bekommen soll."

„So.. nun verstehe ich.. also das bedeutet, daß wir einen neuen Schlächter haben müssen!"

*

Ein guter Patient

„Sie sehen heute schlecht aus, Herr Köhler! Haben Sie denn meinen Rat befolgt: nur zwei Zigarren am Tage?"

„Das ist es ja gerade, Herr Doktor, was mir nicht bekommt — ich habe nämlich früher nie geraucht.."

*

In einem Eisenbahnabteil sitzen zwei Damen und streiten sich, denn die eine behauptet, sie stürbe, wenn sie keine frische Luft hätte und will das Fenster öffnen. Die andere will sie aber daran hindern und sagt, sie würde sofort erfrieren, wenn sie dem rauhen Luftzug ausgesetzt sei.

Schließlich ruft man den Schaffner. Er hört sich das Für und Wider an. Dann fällt er folgenden salomonischen Spruch:

„Erst machen wir das Fenster auf — da sterben Sie! Dann schließen wir das Fenster — da sterben Sie! Und dann ist endlich Ruhe!"

„Wer weiß, was ein Element ist?" fragt der Lehrer.

Sofort meldet sich Gustav Klawunke. „Skat ist ein Element," verkündet er munter.

„Skat? Wie kommst du denn darauf?"

„Wenn Vater seine Freunde kommen, und er sich dann mit ihnen zum Skat hinsetzt, dann sagt meine Mutter immer: Na ja, Skat ist dein Element!"

*

„Ich kann den Krüger nicht vertragen!"

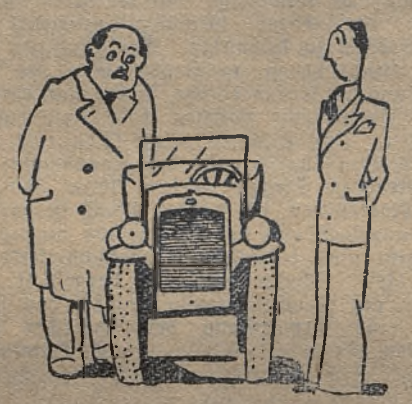
„Ich auch nicht!"

„Wieviel bist du ihm schuldig..?"

*

„Ich werde nur einen vielgereisten Mann heiraten."

„Trifft sich prächtig. Ich reise schon seit zehn Jahren in Margarine."



Autokäufer: „Ich würde ja den Wagen ganz gern nehmen, aber können Sie dafür garantieren, daß er beim Waschen nicht eingeht?"

*

„Diesen Nachmittag will ich Ihnen auf Ihre dringende Bitte hin noch einmal freigeben, trotzdem Ihr Ausgangstag nicht ist. Kommen Sie mir aber so bald nicht wieder!"

„Vor 12 Uhr keinesfalls, gnädige Frau!"

*

„Meine Rose!" flüsterte er zärtlich und preßte ihre Sammetwangen an sein Gesicht.

„Mein Kaktus!" stöhnte sie und fuhr über seine unrasierten Stoppeln.

*

Sein eigener Bankier.

Ackermann hat auf der Sparkasse zu tun. Dabei bemüht sich der Beamte gleich einmal, ihm klarzumachen, er solle doch sein Geld nicht im Hause behalten, sondern zur Sparkasse bringen. Der Beamte gibt sich alle Mühe, aber Ackermann erwidert nur: „Ich mach's so, wie es mein Vater und mein Großvater gemacht haben, ich tu mein Geld in den Strumpf unter der Matratze."

„Aber Herr Ackermann", wendet der Beamte ein, „da ist es ja nicht nur höchst unsicher, sondern Sie büßen auch die Zinsen ein."

Erwidert Ackermann: „Das sagen Sie nicht, die tu ich jeden Monat selber dazu!"

*

Frau Generaldirektor hat einen neuen Chauffeur engagiert.

„Fritz," sagt sie zu ihm, „ich liebe es nicht, mein Personal mit Vornamen anzureden. Wie ist Ihr Zuname?"

„Schatz!" sagt der junge Mann.

„So... dann fahren Sie los... Fritz!"

*

„Stell dir mal vor, ein fabelhaftes Mittagessen: Suppe, Fisch, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Kompott, Käse, und das alles für sechzig Pfennige!"

„Fabelhaft! Wo gibt es denn das?"

„Das gibt es nicht! Aber stell dir mal vor..."

*

Die Freundin.

„Was hast du eigentlich in deiner neuen Rolle zu tun?"

„Nicht viel. Ein hübsches Mädchen darstellen!"

„Was sie heutzutage alles verlangen!"

*

Mißtrauisch.

„Mein Gedächtnis läßt mich jetzt so häufig im Stich."

„Nehmen Sie doch einen Kursus in Mnemotechnik!"

„Wie heißt das? Memo—?"

„Mnemotechnik!"

„Hm — — wird nicht viel taugen. Schon das Wort würde ich nicht behalten."

*

Der „Künstler".

„Ich höre, Sie sind ein großer Musikkenner, Herr Professor."

„Ja, ich glaube. Aber kümmern Sie sich nicht darum; spielen Sie ruhig weiter."

*

Stoßseufzer.

„Das sind also Turteltauben?"

„Ja. Warum fragst du das?"

„So wollte meine Frau mit mir leben, als wir heirateten!"

*

Bei Tantchen hat's geklopft.

Tante Frieda ist schwerhörig, ziemlich schwerhörig, und wohnt in Hamburg, nahe dem Hafen. Eines Tages wird im Hafen heftig Salut geschossen.

Tante Frieda saß an ihrem Nähtisch, sah auf und sagte freundlich: „Herein!"



„Ist was in die Falle gegangen, Max?"
„Ja — die Katze!"

*

Umschau im Lande

Kattowitz

Aktentasche mit 1000 Złoty geraubt

Auf der Teichstrasse wurde auf einen Kaufmannslehrling ein frecher Raubüberfall verübt. Der 16jährige Lehrling der Kolonialwaren-Grosshandlung Gerlich hatte Aussenstände einkassiert und kehrte gegen 19 Uhr nach dem Büro seiner Firma zurück. Er trug eine Aktentasche bei sich, die gegen 1000 Złoty enthielt. Als er das Haustor betrat, stellten sich ihm plötzlich mehrere maskierte Männer in den Weg, die ihm Pfeffer in die Augen streuten und dann die Aktentasche entrissen. Passanten, die durch die Hilferufe auf die Täter aufmerksam gemacht wurden, nahmen sofort ihre Verfolgung auf. Die Polizei verhaftete schliesslich drei Personen, bei denen jedoch das Geld nicht vorgefunden werden konnte. Die Namen der Betreffenden konnten bisher nicht festgestellt werden.

Königshütte

Ungewöhnliche Verhinderung eines Diebstahls

Während der Abwesenheit des Franz Znawiec von der Mickiewicza 75 unternahmen der Roman John, Wladislaus Tureinski und der Max Czupa einen Einbruch in die Wohnung des Znawiec. In drei mitgebrachten Säcken verpackten die Einbrecher eine grössere Menge Wäsche und Garderobenstücke; doch als sie gerade das Hausgrundstück verlassen wollten, wurden sie auf eine ungewöhnliche Art an der Fortschaffung des Diebesgutes gehindert. Der Bruder des Tureinski hatte Kenntnis von dem bei Znawiec geplanten Wohnungseinbruch, und als die Täter mit der Beute das Haus verlassen wollten, stellte er sich ihnen im Hausflur entgegen. Als seiner Aufforderung, die Beute stehen zu lassen, nicht Folge geleistet wurde, entstand zwischen den Einbrechern und dem Tureinski eine Schlägerei, durch die mehrere Hauseinwohner angelockt wurden. Den Einbrechern blieb nun nichts anderes übrig, als die Beute im Stich zu lassen und sich selbst durch die Flucht zu retten. Der Bruder des Einbrechers Tureinski glaubte dadurch allein noch seiner Pflicht nicht genügt zu haben und begab sich auf die Polizei, wo er die Einbrecher der Polizei nannte, so dass deren Verhaftung in kurzer Zeit erfolgen konnte.

Hohenlinde

Tödlicher Unfall in der Hubertushütte

In der Hubertushütte in Hohenlinde ereignete sich ein tödlicher Arbeitsunfall, dem der 25jährige Erwin Schlappa zum Opfer fiel. Der Betreffende geriet aus eigener Unvorsichtigkeit in das Getriebe einer elektrischen Winde und erlitt auf der Stelle den Tod.

Myslowitz

Schwere Messerstecherei zwischen Betrunkenen

Auf der Entengasse in Myslowitz kam es zwischen mehreren Betrunkenen zu einer Schlägerei. Als Waffen wurden Messer gebraucht. Der Rädelsführer Kapuschiok erlitt durch Messerstiche am Hinterkopf und am Hals Verletzungen. Nur dem energischen Eingreifen des wachthabenden Polizeibeamten Musiol ist es zu verdanken, dass die Messerstecherei kein Menschenleben forderte. Vor nicht allzulanger Zeit hat derselbe Polizeibeamte den Schwerverbrecher Smolocz bei einem Einbruch in das Juweliergeschäft Garczarzyk überrascht und, als dieser flüchtete, angeschossen.

Dramatischer Kampf um ein Kind

Die Myslowitzer Promenade war vor einigen Tagen der Schauplatz einer blutigen Tragödie. Die Frau Sofie Tromski von der Lompystrasse befand sich auf dem Weg zu ihrem bei den Erdarbeiten an der Promenade beschäftigten Geliebten Peter Paduch, um ihm das Frühstück zu bringen. Mit ihr ging ihr vierjähriges Söhnchen, das aus der geschiedenen Ehe mit dem Häuer Johann Tromski stammt.

Auf der Promenade traf sie den früheren Gatten, der an sie herantrat und das Kind mitnehmen wollte. Die Frau setzte sich zur Wehr, schlug und kratzte den Mann, bis dieser eine Pistole zog und sie dadurch einschüchtern wollte. Es kam jedoch noch zu weiteren Auseinandersetzungen, und plötzlich schoss Tromski auf die Frau. Die Kugel durchschlug ihr die Hand. Die Verletzte stürzte zu Boden, und jetzt gab Tromski noch drei Schüsse auf sie ab, von denen sie einer am Kopfe, die anderen beiden in den Leib trafen. Inzwischen war Paduch, mit einem Knüppel bewaffnet, herbeigestürzt, doch hielt Tromski ihn und seine Arbeitskollegen mit der Waffe in Schach. Paduch griff nach Steinen und warf sie gegen Tromski, doch konnte sich dieser bis in die Nähe der evangelischen Kirche zurückziehen.

Dort traf er auf die inzwischen alarmierte Polizei, der er die Waffe aushändigte. Paduch war ihm nachgelaufen und brachte ihm, ohne dass die Polizei es verhindern konnte, mit einem Stein eine schwere Kopfwunde bei. Während Tromski sich freiwillig abführen liess, flüchtete Paduch und konnte erst in der Nähe der Eisenbahn-Beamtenhäuser festgenommen werden. Die schwer verletzte Frau wurde ins städtische Krankenhaus gebracht, wo sie am nächsten Tage starb.

Tromski wird von Bekannten als ein anständiger und arbeitsamer Mensch geschildert, dem das Wohl des Kindes sehr am Herzen lag. Seine geschiedene Frau soll leichtlebig gewesen sein. Sie ist 32 Jahre alt, während ihr Geliebter erst 21 Jahre zählt. Tromski wollte das Kind an sich nehmen, um ihm eine ordentliche Erziehung angedeihen zu lassen.

Siemianowitz

Aus dem zweiten Stockwerk gestürzt

In Siemianowitz stürzte der etwa 30jährige Arbeiter Richard Schymura aus dem Fenster seiner im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung. Beim Aufschlagen auf das Pflaster wurden ihm beide Arme gebrochen. Ausserdem erlitt er schwere innere Verletzungen. Schymura, dessen Zustand bedenklich ist, wurde in das Knappschaftslazarett geschafft.

Nach den bisherigen Ermittlungen hatte er sich wahrscheinlich zu weit aus dem Fenster herausgebeugt und dabei das Gleichgewicht verloren.

Rybnik

Für gestohlenes Geld ein Motorrad gekauft und beim Rennen damit gesiegt

Mit einem Wohnungseinbruch, der seinerzeit in Rybnik grosses Aufsehen erregt hatte, befasste sich kürzlich die Rybniker Strafkammer. Es handelte sich um den Einbruch, der Ende des Jahres 1932 in die Wohnung des Fleischermeisters Wilczak in Rybnik verübt wurde. Die Einbrecher waren in Abwesenheit des Wohnungsinhabers in die Wohnung eingedrungen und hatten einen Barbetrag von 380 Złoty, ausserdem 4200 Reichsmark, 9 goldene Uhren und andere Wertgegenstände im Gesamtwerte von annähernd 12 000 Złoty mitgenommen. Die Rybniker Polizei fahndete lange Zeit vergeblich nach den Tätern, bis endlich Ende vorigen Jahres nach vorangegangenen Haussuchungen die Mitglieder der Bande verhaftet werden konnten. Zu verantworten hatten sich nun Paul Zimny und Josef Palenga aus Chwalowitz, Alois Erbstein, Walter Skrzypek und Heinrich Rudziok aus Rybnik.

Zimny war geständig und bezeichnete sich und Erbstein als die eigentlichen Täter. Die übrigen Angeklagten hätten Schmiere gestanden. Die Beute wurde ausserhalb der Stadt verteilt, wobei Zimny und Erbstein den Hauptanteil erhielten und der Rest Palenga zur Verwahrung gegeben wurde. Ein Teil der gestohlenen Uhren wurde durch Rudziok versetzt und der Erlös gleichfalls aufgeteilt. Zimny kaufte für seinen Anteil u. a. ein Motorrad mit Beiwagen, mit dem er bei einem vor 1½ Jahren in Rybnik veranstalteten Motorradrennen den ersten Preis errang. (Er wurde seinerzeit allgemein gefeiert und galt sogar als aussichtsreicher Kandidat für die Beiwagenklasse des nächstfolgenden „Grand Prix" in Polen.)

Das Gericht sprach nach mehrstündiger Verhandlung und Vernehmung zahlreicher Zeugen die Angeklagten schuldig und verurteilte Zimny und Erbstein zu je 1 Jahr Gefängnis, Skrzypek erhielt 10 Monate, Palenga und Rudziok bekamen je 6 Monate Gefängnis. Den ersten drei Angeklagten wurde auf Grund der Amnestie die Hälfte der Strafe geschenkt, während die Strafen Palengas und Rudzioks ganz unter die Amnestie fallen. Vier weitere Personen, die wegen Hehlerei angeklagt waren, wurden freigesprochen.

Aus 10 Meter Höhe tödlich abgestürzt

Ein furchtbarer Vorfall ereignete sich auf der ul. Korfantego in Rybnik. Der 39jährige Maurer Johann Zajonc war gegen 11 Uhr vormittags damit beschäftigt, ein Haus zu putzen. Er stand gerade in einer Höhe von etwa zehn Metern auf der Leiter, als er plötzlich — wahrscheinlich infolge eines Schwindelanfalles — das Gleichgewicht verlor und kopfüber in die Tiefe stürzte. Er schlug mit dem Kopf derart gegen den Bordstein auf, dass er mit gespaltener Schädeldecke liegen blieb. Der Unglückliche starb noch auf dem Transport ins Rybniker Knappschaftslazarett. Zajonc hinterlässt seine Frau und mehrere unversorgte Kinder.

Kamin

Leiche aus der Brinitza geborgen

Aus der Brinitza bei Kamin wurde die Leiche eines 50 bis 60 Jahre alten Mannes geborgen, die bereits stark in Verwesung übergegangen war. Der Tote, der bisher noch nicht identifiziert werden konnte, hatte ein Gebetbuch mit einem Bild bei sich. Auf dem Bild stand der Name Eugenia Pawlik und auf einer Seite des Gebetbuches: Zum Andenken von Emilie Altofel oder Halafa. Ausserdem wurden bei ihm eine Brille und 63 Groschen gefunden. Der Tote wurde in die Leichenhalle in Kamie überführt. Bisher konnte noch nicht ermittelt werden, ob ein Unglücksfall oder ein Verbrechen vorliegt. Die Staatsanwaltschaft wurde benachrichtigt.

Chorzow

Schüler vom Personenzug überfahren

Vor einigen Tagen wurde unweit der Heinitzgrube auf deutschem Gebiet ein Schüler von dem aus Königshütte kommenden Personenzug überfahren. Der Knabe ist die Eisenbahnböschung heruntergestiegen und hat den Zug nicht bemerkt. Mit einer erheblichen Kopfverletzung wurde er bewusstlos in das Beuthener Krankenhaus eingeliefert. Seine Personalien konnten bisher nicht festgestellt werden.

Rojca

Zwei jugendliche Schmuggler von einem Grenzbeamten erschossen

An der deutsch-polnischen Grenze in der Nähe von Rojca im Kreise Tarnowitz ereignete sich ein bedauernswerter Vorfall, der zwei jungen Menschen das Leben kostete. Gegen 8.15 Uhr bemerkte der diensthabende Grenzbeamte Richard Tkocz, vom Grenzübergang Rojca, etwa fünfzehn Schmuggler, die er anzuhalten versuchte. Da diese auf seinen Anruf nicht achteten, gab der Beamte mehrere Schreckschüsse ab, ohne dass sich jedoch die Schmuggler einschüchtern liessen. Sie teilten sich in zwei Gruppen auf und versuchten, nach der deutschen Grenze und nach Rojca zu entkommen. Darauf gab der Grenzbeamte mehrere scharfe Schüsse ab, die den 17jährigen W. Rabstein und den 15jährigen Waldemar Zawadzki aus Bobrownik tödlich trafen. Rabstein wurde von einer Kugel in die Brust getroffen und starb nach drei Minuten. Zawadzki, der einen Kopfschuss erhielt, war auf der Stelle tot. Den übrigen Schmugglern gelang es, in unbekannter Richtung zu entkommen.

Bei den Erschossenen fand man mehrere Apfelsinen. Die Nachricht vom Tode der beiden Jungen hat in der Umgebung grosse Erregung ausgelöst.

Was in der Welt geschah

Ein belgischer Großbetrüger festgenommen

Wegen umfangreicher Betrügereien wurde ein gewisser Victor Tibaut, der seinen Wohnsitz in der Ortschaft Reulx im Hennegau hat, festgenommen. Er entwarf einen Plan, um leichtgläubigen Kapitalbesitzern Geld abzunehmen, indem er sie dazu bewog, Aktien von allerlei Gesellschaften zu kaufen, die allein in seiner eigenen Phantasie bestanden. Einige dieser Betriebe sollten seiner Behauptung nach ihren Sitz in der Türkei haben. Eine Anzahl Personen, die inzwischen Verdacht geschöpft hatten, reichte schließlich eine Anklage gegen ihn ein, und schon bei der ersten polizeilichen Untersuchung stellte sich heraus, daß Tibaut seinen Opfern schon mehr als eine Million Franks abgenommen hat. Seine Verhaftung erfolgte in Bergen, als er „im Begriff war, eine Geschäftsreise nach der Türkei zu unternehmen".

Vor seiner Verhaftung hatte er noch die Begründung einer Gesellschaft mit einem Kapital von 150 Mill. Franks angekündigt, in der seine etwa 20 Schwindelgesellschaften vereinigt werden sollten. Bei seiner Verhaftung gab Tibaut zu, er sei der Ueberzeugung gewesen, daß er durch seine Manipulationen mehr als 50 Millionen Franks werde erschwindeln können. Ein Mittäter Tibauts, dessen Aufgabe in der Unterbringung der verschiedenen Aktien bestand, wurde ebenfalls in Haft genommen.

*

Bekanntes Alpenhotel niedergebrannt

Das früher von deutschen Gästen viel besuchte Kesselfall-Hotel im Kapruner Tal bei Zell a. See in der Nähe von Salzburg ist Montag nacht einem Großfeuer zum Opfer gefallen. Offenbar durch Funkenflug entstand auf dem Schindeldach des Touristenhauses ein Feuer, das sich infolge des starken Sturmwindes in rasender Schnelligkeit ausbreitete und dem trotz verzweifelter Bemühungen der Einwohnerschaft kein Einhalt geboten werden konnte. Das Hotelgebäude, die in der Nähe befindliche Kirche, das Touristenhaus, das Verkehrsbüro, die Stallungen und das Schalterhaus des Elektrizitätswerkes wurden bis auf die Grundmauern eingeäschert. Menschenleben sind nach den vorliegenden Meldungen nicht zu beklagen. Die eingeäscherten Häuser liegen in der Nähe des Kesselfalles in den Hohen Tauern, des berühmten und größten Wasserfalles der Ostalpen.

*

Korruption in der Tschechoslowakei

Vor einigen Tagen ist in Brünn eine Bestechungs- und Korruptionsaffäre aufgedeckt worden, die alles bisher Dagewesene weit übertrifft. Vierundzwanzig Beamte der Staatsbahnverwaltung wurden verhaftet und ins Strafgericht eingeliefert. Unter den Verhafteten sind elf Beamte der Eisenbahndirektion Brünn, die als Schwelleneinkaufszentrale der Tschechoslowakei sämtliche Lieferungen für alle Staatsbahndirektionen abzuschließen hat. Im Verlauf der langwierigen Untersuchung, die den Verhaftungen vorausgegangen ist, wurde festgestellt, daß in den Jahren 1921 bis 1926 für über 800 Millionen Kronen (100 Millionen Rm.) Schwellen von zehn verschiedenen Lieferanten gekauft worden sind und daß die Lieferanten für diese Aufträge 120 Millionen Kronen, also 12 Millionen Rm. Bestechungsgelder gezahlt haben.

Die von den slowakischen und karpatho-russischen Händlern gelieferten Schwellen waren so minderwertig, daß sie nicht, wie normal, zwanzig Jahre gehalten haben, sondern schon nach fünf bis sechs Jahren ausgewechselt werden mußten, um die Sicherheit des Bahnverkehrs nicht zu gefährden. Von den 24 Verhafteten haben bereits 19 gestanden, an der Bestechungsaffäre beteiligt zu sein, unter ihnen ein hoher Beamter des Eisenbahnministeriums. Zurzeit sind zahlreiche Beauftragte der Polizei in vielen Städten der Tschechoslowakei dabei, die Bankkonten von Beamten zu prüfen, die gleichfalls im Verdacht stehen, bestochen worden zu sein. Nach einer amtlichen Auslassung der mit der Verfolgung dieser ungeheuerlichen Korruptionsaffäre betrauten Brünner Polizeidirektion wird die Untersuchung noch sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, da sehr umfangreiches Beweismaterial zu überprüfen ist.

*

Schweres Unwetter in Oberitalien

Der Sturm und die starken Regenfälle der letzten Tage haben in Oberitalien allerorten Hochwasser mit sich gebracht. Der Lago Maggiore ist in den letzten 24 Stunden über 50 Zentimeter gestiegen. Der Po und die Etsch haben an vielen Orten die Ufer überschwemmt. Die Wasserstandsmesser des Po zeigen verschiedentlich 4 Meter über dem Normalstand an. Auf der Provinzialstraße Varallo—Alagna ging eine Lawine nieder, die den Verkehr sperrte.

In den Dolomiten ist überall Neuschnee gefallen. Die Temperaturen sind stark gesunken. An der Riviera wütete der Sturm weiterhin stark. In Genua mußten die Schiffe ihre Anker verstärken. Verschiedene größere Schiffe, unter ihnen auch die deutsche „Milwaukee", haben die Ausfahrt verschoben, während andere Dampfer schon bei der Einfahrt vor dem Hafen festmachen mußten.

Große Schäden richtete der Sturm vor allem im Hafen von Savona an. Eine neuerrichtete Mole brach von dem Anprall der Wellen auf über 50 Meter zusammen. Die Wellen überfluteten auch die zweite Mole und brachten das Hafengelände bis zum Eisenbahnanschluß in größte Gefahr. Ueber hundert Eisenbahnwagen wurden gegeneinander geschleudert und zerstört. Die Gleise wurden aus dem Boden gerissen.

*

Mittagsstunde

Von Helene Voigt-Diederichs

Wie ein befreiendes Aufatmen bricht die Ruhepause in die Arbeit ein. Aus unmittelbarer Lebensnähe erzählt Helene Voigt-Diederichs vom Werken und Denken bäuerlicher Menschen. Die folgende Geschichte befindet sich in ihrem Buche: „Schleswig-Holsteiner Landleute", das im Eugen Diederichs Verlag, Jena, erschien.

„Hast nicht gehört, Hannes, der Verwalter hat schon fünfmal auf uns geflötet — ist Mittag, Jung!"

Hannes zieht die Pflugleine an und sieht sich um. Richtig, da steht der Verwalter — Bottermelkschriwer nennen ihn gewohntermaßen Knechte und Tagelöhner —, pfeift auf der Krücke seines eichenen Handstockes und ist schon ganz blaurot im Gesicht vor Anstrengung.

„Kerls, könnt Ihr denn überhaupt nicht mehr hören?" Und wieder der langgezogene Pfiff, der in der Dienstsprache „Ausspannen" bedeutet.

„Jawoll, jawoll!" schallt es freudig bereit aus drei eifrigen Kehlen.

Aber mitten „auf dem Stück" darf beileibe nicht ausgespannt werden. Erst heißt es umkehren und auf der anderen Seite wieder bis zur Fußwende hinaufpflügen. Auch die Pferde scheinen zu wissen, woran sie sind. In schnellster Gangart legen sie die hundert Schritte bis zum Knick zurück, wo die Lenker der übrigen Gespanne sich schon eine Weile mit plötzlich notwendig gewordenen Arbeiten beschäftigt haben, um, wenn das Zauberwort „Mittag" ertönt, gleich bereit zum Heimreiten zu sein. Detlev Nielsen steht am Zaun, schneidet sich grüne Zweige von den Haselbüschen, die er dann in Handnähe zwischen die Eisenstangen seines Pfluges klemmt, und versorgt auch seine Genossen damit. Solche Reiser werden als Merkzeichen eingesteckt, wo beim Brachepflügen der Pflug auf einen Stein gestoßen ist, damit er ausgegraben und fortgeschleift werden kann. Fritz Wichmann kratzt noch immer an seiner Pflugschar herum, trotzdem sie bereits ohne Erdballen und Wurzelfasern in der Sonne spiegelt, und Willem Andrees, dem der Beiname „Tüderbüx" gut zu Gesicht steht, ist es plötzlich eingefallen, daß er eigentlich den ganzen Vormittag mit viel zu langen Strängen gepflügt hat, und nun probiert er hin und her, sie abwechselnd zu kurz oder zu lang ziehend.

„Ohne Knüttstränge sind sie zu kurz, mit Knüttsträngen zu lang. Einmal umschlagen — noch reichlich lang, zweimal umschlagen — nee, dann kommt der Schwengel ihnen zu dicht auf die Hacken . . . ist ein böses Stück Arbeit!" stöhnt er, bis auch ihm der ersehnte Pfiff Vertagung seiner Leiden bis zum Nachmittag ankündet.

„Hopp, hopp, zurück!"

Alle Pflüge werden rückwärts gezogen und die Schare hastig von der anhaftenden Erde befreit.

„Verwalter, mein Pflugleit ist schon ganz und gar aufgeschlissen", klagt Hannes, indem er den hanfenen Zügel von der Schulter nimmt und die Stränge losmacht. „Sechsmal hab ich es schon zusammengeknotet, und nun hakt es alle Naslang hinter den Ring, daß ich gar nicht mehr steuern kann. Der rechter Hand geht schon so immer aus der Furche heraus, das tumpige Deert!"

Der Verwalter, der seinen Handstock in die Erde gestoßen hat und, ein Bein auf die Krücke gelegt, die Ausspannerei überwacht, kommt heran und besieht sich den Schaden.

„Ist gut, Hannes, kannst nach Mittag ein neues kriegen. Da hängen wohl noch welche in der Geschirrkammer."

„Ach, Detlef, lang mir mal eben meine Trinkbuttel her; sie liegt nahe bei deiner hinterm Quintschelbusch. Ich sitz gerade schon auf dem Pferd."

„Sei man so gut und komm herunter und krieg sie dir selbst," gibt Detlev zurück, bequemt sich aber doch, den bescheidenen Wunsch zu erfüllen, freilich nicht ohne einen weiteren Schnabelhieb: „Ist auch jedesmal eine tüchtige Reise, bis du auf dein Pferd herauf bist."

Jeder Mensch hat doch nun mal seine schwache Seite, und es ist nicht Hinnerks Schuld, daß für ihn das Besteigen seines Reittieres mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Wenigstens ein dutzendmal muß er hochspringen, ehe er mit dem Oberkörper an dem Pferde hängen bleibt und die ungelenken, in Holzschuhstiefeln steckenden Beine nachschlenkern kann.

Willem Andrees hat auch noch etwas außer Rippen und Speck auf dem Herzen.

„Ja, Verwalter, was ich man sagen wollte, meine Pflugschar ist so stumpf, daß ich nicht mehr damit bis heut abend pflügen kann. Auch das Langeisen hat nichts mehr übrig."

„Warum hast du es denn nicht gestern abgeschraubt und dem Jung mit zum Schmied gegeben? Du weißt doch, daß zu Mittag solche Zeitvertrödelei nicht aufgeführt wird. Was für einen Pflug hast du? Nummer fünf? Na, das paßt sich noch gerade, daß zwei Schare dafür da sind. Kannst deine losmachen und die andere heut nachmittag mit herausnehmen."

Mit betrübten Blicken sieht Willem den Davonreitenden nach. Das hat er nun davon! Gestern abend war der Schraubenschlüssel so fest angerostet gewesen, er hatte keine Lust gehabt, lange daran herumzudrehen. Nun ist es dieselbe Geschichte, und die Zeit dazu muß er sich von der Mittagspause abknappen, mit der er wie seine Kameraden äußerst geizig zu sein pflegt.

„Na, denn hilft es nichts!"

Mit diesem Stoßseufzer schickt Willem sich an, in den sauren Apfel zu beißen. Er zieht seinen Pflug noch weiter zurück, wendet ihn aufrecht, dreht mit vielem Gestöhn und geflissentlicher Anstrengung die eingerosteten Schrauben von der Sohle los, zieht ein Stück Sackband durch die Löcher und bindet das unentbehrliche Gerät am Geschirr seines Handpferdes fest.

Da biegen die anderen schon ins Torloch, das auf die Landstraße führt! Willem springt auf seinen Gaul, spornt ihn durch kräftige Hackenstöße zu schnellerem Gange und zieht das Nebenpferd mit fort, das so weit hinterher schleppt, wie der lederne Beizügel es erlaubt. Keins von den übrigen Gespannen ist mehr zu sehen, selbst der Verwalter, der noch ein ganzes Ende hinter dem letzten hergeht, ist eben durch das Torloch verschwunden.

Wolkenbruch in Niederschlesien

In der neunten Abendstunde des Sonntags ging über dem Ort Neundorf-Liebenthal bei Löwenberg ein ungeheures Hagelwetter nieder. Die gewaltigen Wassermassen des Wolkenbruchs ließen den sonst 3 Meter breiten Dorfbach innerhalb kürzester Zeit aus dem Bett treten, so daß weite Flächen von Wiesen und bestelltem Ackerland unter Wasser stehen. Da die erst vor kurzer Zeit angebrachten Uferbefestigungen des Baches durch die Gewalt des Wassers fortgerissen worden sind und sich an den Brücken stauen, sind unzählige Häuser in erhöhtem Maße gefährdet. Die Dorfstraße ist bis dicht vor Löwenberg bis zu einer Höhe von einem halben Meter überschwemmt. Die in Taubeneigröße niedergegangenen Schloßen richteten gleichfalls vielen Schaden an. Die Feuerwehren und das Löwenberger Arbeitsdienstlager sowie zahlreiche SA.-Männer wurden sofort alarmiert und leisteten die erste Hilfe. Der Schaden ist sehr groß. Das Unwetter hat nicht nur in Neundorf-Liebenthal, sondern auch in Görisseiffen schweren Schaden angerichtet.

*

Von der Teufelsinsel zurück

Nach 26jähriger Gefangenschaft auf der Teufelsinsel ist jetzt ein Mann nach Frankreich unterwegs. Er fährt der Freiheit und der Heimat entgegen; aber seine Freude wird von dem Bewußtsein getrübt, daß er diese Heimat nicht mehr erkennen wird. Allzuviel hat sich in dem Menschenalter geändert, das er als Sträfling auf jener Insel verbrachte.

Der Heimkehrer ist der frühere Marineleutnant Benjamin Ullmo, der seinerzeit wegen Verrats militärischer Geheimnisse abgeurteilt wurde. Ullmo war ein vielversprechender junger Offizier — bis er dem Opiumgenuß verfiel, das Vermögen seiner Eltern verschwendete und schließlich unter einem falschen Namen dem Marineministerium gewisse wertlose Dokumente anbot. Nach einem aufsehenerregenden Prozeß wurde er nach der Teufelsinsel deportiert, die kurz vorher ein anderer des Hochverrats beschuldigter französischer Offizier bewohnt hatte — Hauptmann Alfred Dreyfuß. Nun ist Ullmo, ein alter, gebrochener Mann, von der französischen Regierung amnestiert worden und darf endlich heimkehren.

*

Versunkene Buddhastadt

Inmitten eines stillen großen Sees, bedeckt mit Wasserlilien, liegt der große Buddhatempel von Angkor. Er gehört zu den größten und seltsamsten Tempelheiligtümern in Kambodscha. Wie „Sunday Times" berichtet, ist es jetzt gelungen, diesen Tempel und die ganze Stadt Angkor wieder freizulegen. Denn diese Gründung des neunten Jahrhunderts ist völlig verlassen gewesen.

Tropische Dschungel und Wälder haben die Bauten einer frühen Kultur völlig überwuchert. Nur in dem größten Tempel sind bis heute noch Opfer vor den Buddhabildern gebracht worden, die aber zum großen Teil verstümmelt sind. Jetzt hat man die gesamte Innenmauer ausgegraben, die offenbar zu Verteidigungszwecken errichtet worden ist. Ebenso hat man den großen Torweg von allem tropischen Gewächs gereinigt und festgestellt, daß es sich bei den symbolischen Steinfiguren, die den Torweg flankieren, um siebenköpfige Schlangen handelt.

*

Bodeneinsturz in einem Warschauer Kaffeehaus

In einem vielbesuchten Kaffeehaus von Larbelli in der Nähe des Warschauer Hauptbahnhofs brach plötzlich der Fußboden ein. Dank der Geistesgegenwart eines Kellners, der im letzten Augenblick die Gäste warnte, konnten sich die meisten der Anwesenden rechtzeitig in Sicherheit bringen. Zwei Gäste wurden schwer verletzt. Während der Aufräumungsarbeiten durch die Feuerwehr brach noch eine Seitenwand ein, ohne jedoch größeres Unglück anzurichten.

Gegen 7 Uhr abends, als sich etwa 200 Gäste und Angestellte im Café befanden, begann plötzlich der Fußboden zu zittern und zu schwanken. Glücklicherweise erinnerte sich ein Kellner sofort der Bauarbeiten, die unter den Räumen ausgeführt werden. Er forderte sofort alle Anwesenden zum Verlassen des Lokals auf. Noch hatten aber nicht alle das Lokal verlassen, als der Fußboden einbrach und mit großem Getöse in die Tiefe stürzte. Auch mehrere Gäste wurden unter den Trümmern begraben. Ein pensionierter General und eine ältere Dame mußten in schwerverletztem Zustande ins Krankenhaus gebracht werden. Da man befürchtete, daß sich unter den Trümmern noch Gäste oder Arbeiter befanden, die bei der Ausschachtung beschäftigt waren, begann die Feuerwehr, die mit drei Zügen angerückt war, sofort mit den Aufräumungsarbeiten. Während sich fünfzig Feuerwehrleute in dem Kellerraum befanden, stürzte plötzlich die rechte Seitenwand des Hauses ein. Außer geringfügigen Verletzungen passierte jedoch nichts. Nach mehrstündiger Arbeit stellte sich schließlich heraus, daß entgegen der ersten Annahme Personen nicht mehr unter den Trümmern lagen. Wäre der Einsturz einige Stunden früher erfolgt, als im Keller noch gearbeitet wurde, so wäre unzweifelhaft eine große Anzahl Menschen unter der einstürzenden Decke begraben worden. Der Polizeipräsident, die Staatsanwaltschaft und die Bauinspektion nahmen sofort die Untersuchung auf. Dabei stellte sich heraus, daß das Haus, das erst vor zwei Jahren errichtet worden ist, außerordentlich schlecht gebaut und die schwachen Fundamente durch die Ausschachtungsarbeiten zerstört worden sind.

*

U-Bootjagd auf Schmuggler

Eine dramatische Jagd auf Schmuggler, an der sich ein dänisches U-Boot, ein dänischer Zollkutter und ein Marineflugzeug beteiligten, spielte sich im Oere-Sund ab.

Seit einem Jahr wurde in den dänischen Gewässern wiederholt ein Motorschiff „Neptun" beobachtet, das des Spiritusschmuggels verdächtig war. Alle Versuche, das Boot festzuhalten, mißlangen. In diesen Tagen erfuhr nun der dänische Zolldienst, daß das Boot an der seeländischen Küste aufgetaucht sei und ein Zollkreuzer traf das Boot im Oere-Sund. Die Besatzung des Zollkreuzers gab das internationale Haltzeichen, worauf das verdächtige Boot seine Fahrt beschleunigte. Es wurden Leuchtschüsse abgegeben, aber das Schmugglerschiff verlangsamte seine Fahrt nicht. Da der „Neptun" etwa 20 und der Zollkreuzer nur etwa 12 Knoten lief, war keine Aussicht vorhanden, den „Neptun" einzuholen. Der Kapitän des Zollkreuzers verständigte daher den Führer eines in der Nähe befindlichen U-Bootes, und dieses nahm sofort die Verfolgung des Schmuggelbootes auf. Inzwischen war auch ein Marineflugzeug zur Jagd auf den „Neptun" aufgestiegen. Während der Verfolgung setzte einer der drei Motoren des „Neptun" plötzlich aus, so daß es dem Unterseeboot gelang, das Schmugelboot nach einer Stunde Jagd zu stellen. Auf der Verfolgungsfahrt war das dänische U-Boot in schwedische Gewässer gelangt, doch wurde von den schwedischen Behörden die Fortsetzung der Jagd gestattet. Da die Mannschaft des aufgebrachten Bootes sich weigerte, das Fahrzeug nach Kopenhagen zu führen, sollte es von dem inzwischen eingetroffenen Zollkreuzer ins Schlepptau genommen werden. Die Besatzung des „Neptun" versuchte jedoch, die Vertäuung zu lösen. Darauf gingen sieben Mann von der Besatzung des U-Bootes an Bord des „Neptun", dessen aus sieben Personen bestehende Besatzung, größtenteils Staatsangehörige der baltischen Randstaaten, festgenommen wurde.

Auf dem Schiff befanden sich auch zwei Dänen, darunter einer, der bereits wegen Spritschmuggels vorbestraft ist.

*

Emigrant als Teppichdieb

Diejenigen Herrschaften, denen es nach der Machtübernahme in Deutschland zu ungemütlich wurde, machen mehr und mehr auch in ihren Gastländern in unliebsamer Weise von sich reden. Ueber einen besonders krassen Fall berichtet „Chicago Daily Tribune" aus Paris. Hier hat der Inhaber einer großen Antiquitätenhandlung von einem solchen Emigranten wertvolle gestohlene Teppiche gekauft. Es handelt sich um Gobelins, die teilweise aus dem 15. Jahrhundert stammen und einen Gesamtwert von über 18 000 Dollar, also fast 40 000 Reichsmark nach dem heutigen Kurs, repräsentieren. In amerikanischen Kreisen hat der Diebstahl um so größere Verärgerung hervorgerufen, als die Firma gerade nach Amerika die besten Geschäftsbeziehungen hatte und u. a. innenarchitektonische Ausgestaltung der Wohnung von Henry Ford seinerzeit ausgeführt hatte. Bei dem Teppichdieb handelt es sich um einen gewissen Hans Löwenthal. Er hatte sich die Freundschaft des Firmenbesitzers dadurch erschlichen, daß er — wie das Blatt berichtet — behauptete, er sei aus Deutschland „vertrieben" und „durch den Antisemitismus ruiniert worden". Der Teppichhändler dürfte von seiner Vorliebe für Hans Löwenthal und seine Freunde voraussichtlich auf einige Zeit geheilt sein.



„Schneeschipper" am letzten Apriltag

Am 30. April ging über Berlin und Umgebung ein Unwetter nieder, wie es in solchem Ausmaß die Reichshauptstadt seit langem nicht mehr erlebt hat. Nach einem ungewöhnlich warmen Tage entlud sich in der neunten Abendstunde ein furchtbares Gewitter, das stundenlang andauerte und von schweren Wolkenbrüchen und Hagelschlägen begleitet war